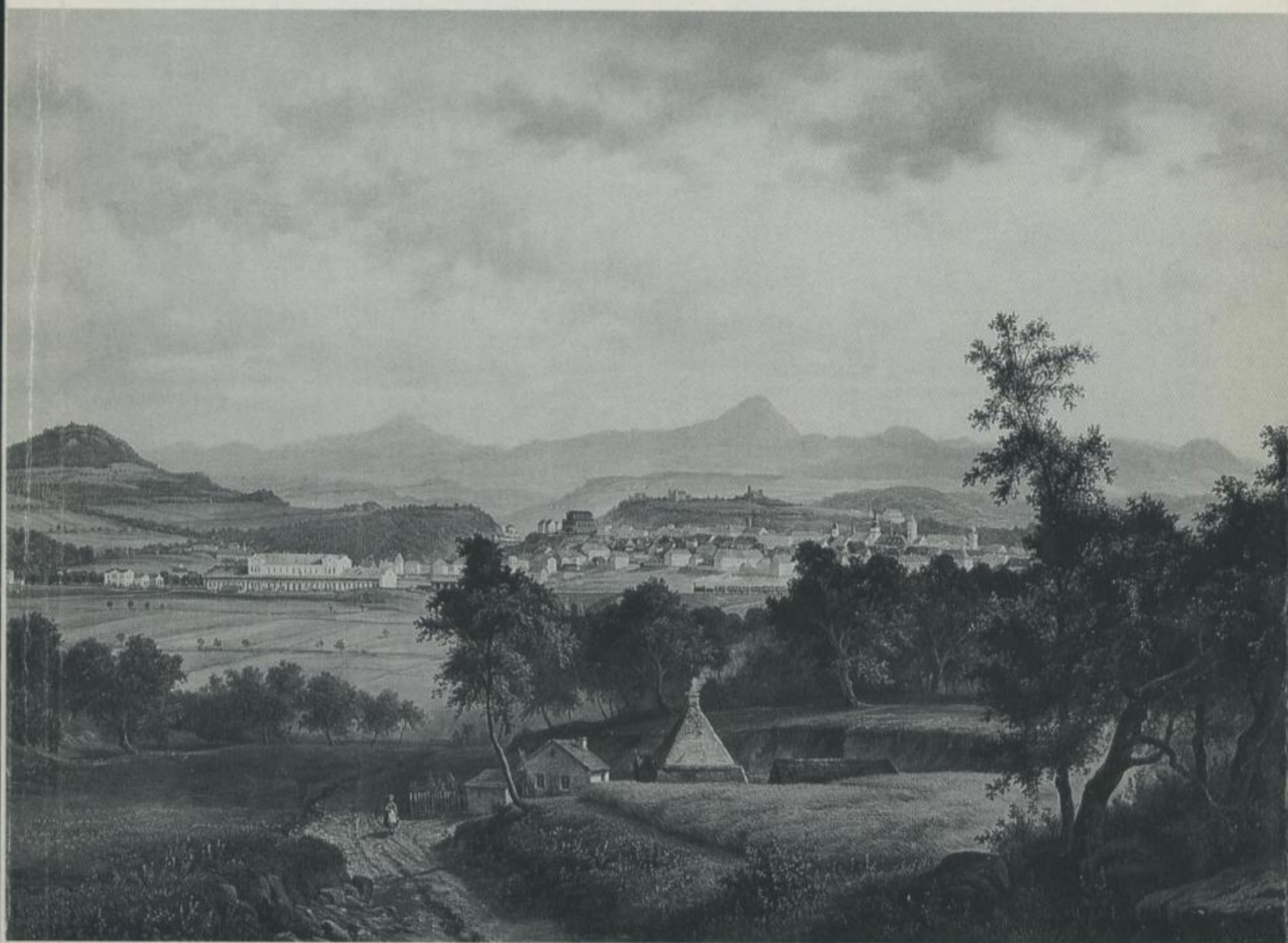




# DRESDNER HEFTE

# 48

Beiträge zur Kulturgeschichte



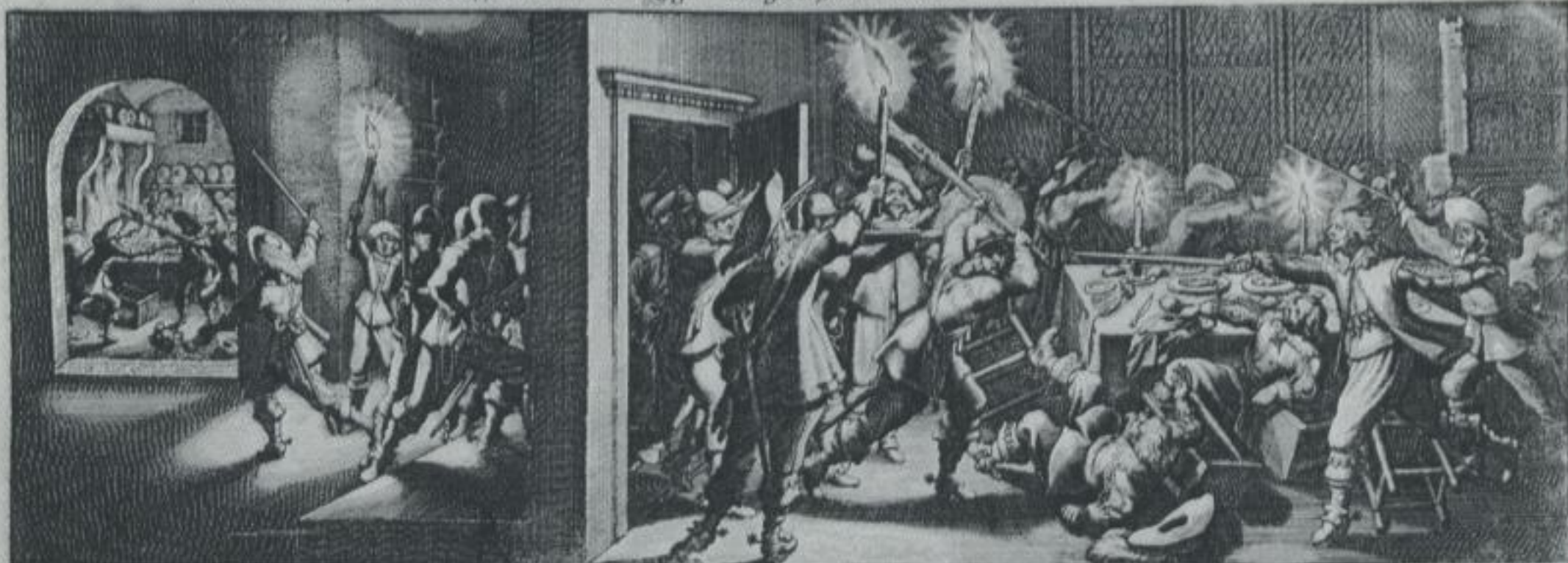
## Böhmen und Sachsen – Momente einer Nachbarschaft

DRESDNER HEFTE

14. Jahrgang, Heft 48, 4/96, herausgegeben vom Dresdner Geschichtsverein e.V.



Eigentliche Vorbildung und Bericht, welcher gestalt der Kaysersiche General Heitsch von Friedland, beneben etlichen  
 andern Obristen und Officieren zu Eger Hingeachtet worden, den 15. Febr. 1634.



ALBERTI DVCS FRIDLANDINI, MILITIAE CAESAREAE, GENERALISSIMI, ET ALIORVM QVORVNDAM DVCVM ET OFFICIORVM  
 caedes. Eger die 15. Februarii anni 1634. patrata.



Die Ermordung des Albrecht von Wallenstein,  
 Herzog von Friedland am 15. Februar 1634 in Eger,  
 Kupferstich



## Inhalt

- Seite 3 Lenka Bobková  
Dynastische Verbindungen zwischen Böhmen und Sachsen im Mittelalter
- Seite 11 Volker Ruhland  
Böhmische Exulanten in Dresden und der Dreißigjährige Krieg
- Seite 20 Zdeňka Pilková  
Böhmische Musiker am Dresdner Hof zwischen 1710 und 1845
- Seite 25 Winfried Werner  
Ludwig Richter – ein sächsischer Künstler in Böhmen
- Seite 34 Jana Englová  
Johann Rittig – ein Mann der Revolution von 1848/49
- Seite 40 Holger Starke  
Aspekte wirtschaftlicher Verbindungen zwischen Sachsen und Böhmen  
(1850–1910)
- Seite 50 Manfred Jahn  
Grenzbeziehungen zwischen Sachsen und der Tschechoslowakei in der  
Zwischenkriegszeit
- Seite 57 Klaus Hammer  
Expressionistisches Theater in Prag und Dresden
- Seite 60 Dieter Hoffmann  
Beziehungen zwischen Dresden und Böhmen in der Kunst des 20. Jahrhunderts
- Seite 66 Werner Röhr  
Böhmisch-Sächsischer Herbst 1938
- Seite 75 Zdeněk Radvanowský  
Internierungslager im nordböhmischen Grenzgebiet 1945–1947
- Seite 82 Manfred Püschner  
Dresden als Vorposten gegen den »Prager Frühling« 1968
- Seite 90 Wolfgang Nicht  
Böhmen und Sachsen als Euroregion



Seite 94	Die Entdeckung des Nachbarn Gespräch der Dresdner Hefte mit Fürst Schwarzenberg
Seite 98	Neuerscheinungen zur Dresden-Literatur
Seite 103	Autorenverzeichnis
Seite 104	Bildnachweis/Fotonachweis

### In eigener Sache

Seit vier Jahren sind die Dresdner Hefte unverändert für 5 DM verkauft worden. Nur die Unterstützung von Stadt und Land, Kulturamt Dresden und den Sächsischen Staatsministerien für Wissenschaft/Kunst und Kultus hat diesen niedrigen Preis ermöglicht, der manchen eher als Schutzgebühr erschien. (Freilich war und ist der Redaktion immer die verkaufte Stückzahl wichtiger als ein eventuelles Quantum Mehrgewinn.) Inzwischen macht auch uns die Ökonomie zunehmend zu schaffen – Fördermittel werden gestrichen. So müssen wir (Sie) in den sauren Apfel beißen (lassen):

**Ab 1997, Heft 49, kosten die Dresdner Hefte 7 DM  
Jahresabonnementspreis einschließlich Versand 26 DM  
(automatische Verlängerung)**

Auch dies ist für unsere Auflagenverhältnisse noch längst kein kostendeckender Preis, aber er trägt zur nötigen Stabilisierung bei.

Bitte haben Sie Verständnis und – bewahren Sie uns die Treue!



Lenka Bobková

## Dynastische Verbindungen zwischen Böhmen und Sachsen im Mittelalter

Die später im Kurfürstentum Sachsen aufgegangene Markgrafschaft Meißen grenzte ganze Jahrhunderte hindurch an den böhmischen Staat; es ist daher ganz natürlich, wenn beide Partner das übliche mittelalterliche Mittel zur politischen Annäherung, die Ehepolitik, kräftig anwandten. Die so entstandenen dynastischen Bindungen zwischen den böhmischen regierenden Familien und den Wettinern reflektieren denn sowohl die jeweils dominierende Orientierung des Prager Hofes, als auch die politische Situation im Reich und die darin verankerte Stellung der Meißener Markgrafen.<sup>1)</sup> Schon deshalb lohnt es sich, diesen Ehen Aufmerksamkeit zu widmen. Und wie wir sehen werden, lassen sich in ihnen auch konkrete, manchmal sogar schmerzhaft Erfahrungen der Spitze der mittelalterlichen Gesellschaft aufdecken. Denn die Ehe war vor allem ein diplomatischer Schritt, auf die Gefühle und das Alter der Verlobten nahm größtenteils niemand Rücksicht.

Die Beziehungen zu Sachsen prägten bereits die älteste böhmische Geschichte, mögen wir dabei an die dramatischen politischen Ereignisse des 10. Jh. oder an die sächsische Herkunft des ersten Prager Bischofs Dietmar denken. Wir wollen aber in die zweite Hälfte des 11. Jh. zurückgreifen, wo die erste Eheschließung zwischen den Přemysliden und den Wettinern stattfand.<sup>2)</sup> Břetislav I. (1005–1055) festigte die Einheit des böhmischen Fürstentums, und Dietrich II. von Wettin (1009–1034) als Herr von Breha, Eilenburg und Markgraf von Osterland ebnete seiner Familie den Weg zum Machtaufstieg. Und gerade diese Männer vereinbarten die Eheschließung ihrer Kinder – Hidda (Ida) von Wettin ehelichte den ältesten Sohn des böhmischen Herzogs, Spytihněv II. (1031–1061). Über ihr Privatleben wissen wir nicht allzu viel, vielleicht nur, daß sie einen Sohn hatten, der später Patriarch in Aquilea wurde, und offenbar auch eine Tochter, deren Geschick die Quellen verschweigen. Dasselbe gilt hinsichtlich des Schicksals Idas nach dem Ableben ihres Gatten, da sie offenbar infolge der Zwistigkeiten zwischen Břetislavs Söhnen aus Böhmen vertrieben wurde.

Spytihněvs Bruder und Nachfolger Vratislav II. betrieb seine Politik im Einvernehmen mit den Plänen Kaiser Heinrichs IV., in dessen Diensten er im Jahre 1085 als erster der Přemysliden den Königstitel, nicht aber Meißen, wie er gehofft hatte, erhielt. Der Kaiser teilte schließlich die Mark Meißen im Jahre 1089 den Wettinern zu, und Vratislav mußte sich mit der Provincia Budissinensis (Oberlausitz), begnügen. Die dadurch ausgelöste Enttäuschung und Rivalität können wir dann in der Eheschließung der Tochter Vratislavs Judith mit dem mächtigen Wiprecht von Groitzsch nachempfinden.<sup>3)</sup> Nach dem Tode Vratislavs brach in Böhmen ein



Machtkampf zwischen den Přemysliden aus; es handelte sich um die in zwei Linien gespaltenen zwei Söhne Vratislavs – um Vladislav I. und Soběslav I., von denen sich noch die Söhne Děpolds I. abspalteten.<sup>4)</sup> In der Ehepolitik wandten sich nach und nach alle diese Zweige an die westlich und nordwestlich von der böhmischen Grenze lebenden Familien im Reich. So suchten sie nach einem Ausgleich mit den dynastischen Bindungen mit den polnischen Piasten, den ungarischen Arpaden, den österreichischen Babenbergern oder den Grafen von Bogen.

Die Herrschaft Soběslavs I. (1125–1140) korrespondiert mit der Zeit des bedeutsamen Machtanstiegs der Wettiner unter dem Markgrafen Konrad dem Großen. Während Soběslav I. seine Stellung im Kampf mit dem römischen König Lothar III. behaupten mußte, kam gerade Konrad in dessen Diensten zu Reichtum. Dessen Tochter Sophie ehelichte um das Jahr 1126 Soběslavs Sohn Ulrich, der am Hofe Friedrich Barbarossas lebte, während in Böhmen sein Vetter Vladislav II. (1140–1172), regierte. Auch für ihn waren die Kontakte mit den mächtigen Familien im Reich hochwichtig, und daher bewarb er sich nach dem Ableben seiner ersten Ehegattin Gertrude von Babenberg um die Hand der Judith von Thüringen. In den verwandtschaftlichen Beziehungen beider Familien ersetzte er so Ulrich, dessen erste Frau Judiths Schwester war.<sup>5)</sup> Vladislavs Interessen im Reich waren nach den engen Kontakten mit Friedrich Barbarossa ausgerichtet, von dem er im Jahre 1158 zum zweiten Mal in der böhmischen Geschichte der Königstitel erhalten hatte. Auch er suchte Annäherung an die Markgrafen von Meißen, was sich in den Eheschließungen äußerte.

An dieser Stelle ist aber eine kleine Anmerkung zur Situation am böhmischen Hof angebracht. König Vladislav II. verzichtete nämlich im Jahre 1172 wegen der sich steigernden Unstimmigkeiten mit Friedrich Barbarossa auf den Thron und lebte fortan auf den Gütern seiner Thüringer Ehefrau. Zugleich suchte er seinem ältesten Sohn Friedrich eine ungehinderte Thronbesteigung zu ermöglichen. Diesem Vorhaben widersprach jedoch der Kaiser und übergab die Regierung dem Sohn Soběslavs I., dem uns bereits bekannten Ulrich, der lange im Exil und in Barbarossas Diensten gelebt hatte. Herzog Ulrich war sich aber der Unhaltbarkeit einer solchen in Böhmen schwerlich akzeptablen Einsetzung bewußt; daher übergab er die Herrschaft lieber seinem ältesten Bruder, dem jahrelang eingekerkerten Soběslav II. (1173–1178). Trotz des Strebens nach Stabilisierung der Herrschaft unterlag auch er schließlich den dynastischen Pressionen. An die Spitze des Herzogtums rang sich aber der bereits von seinem Vater designierte Friedrich (1178–89) durch, dem bald ein Widersacher im mährischen Přemysliden, Konrad Otto, ebenso wie in seinem Vetter, dem Prager Bischof Heinrich Břetislav, gegenübertrat. Alle wollten nach und nach böhmische Herzöge sein, und alle bemühten sich um die Unterstützung des römischen Königs, was die Staufer zu nutzen suchten, um das Herzogtum Böhmen zu schwächen beziehungsweise botmäßig zu machen.

In diesem unübersichtlichen Gewirr von Ereignissen, Intrigen und Kämpfen war auch der jüngere Sohn Vladislavs II., Přemysl, gezwungen, das Land zu verlassen. Er fand am Hofe Ottos von Meißen gastliche Aufnahme. Ottos Sohn Albrecht der Stolze (1190–1195) war nämlich Ehegatte der Přemysliden Sophie, der Tochter des mehrere Jahre älteren Bruders Přemysl Friedrich. Am Hofe zu Meißen verliebte sich der junge Přemyslide in Albrechts



Schwester Adleta und wurde trotz einer gewissen Abneigung der Eltern gegenüber diesem zwar hochgeborenen, aber doch nur im Exil lebenden Mann ihr Ehegatte. Aus der offenbar jahrelang glücklichen Ehe stammten ein Sohn und drei Töchter. Bald, nachdem es Přemysl schließlich im Jahre 1197 gelungen war, den Prager Thron zu besteigen, erlosch seine Liebe, und er begann nach einer jüngeren Gattin Ausschau zu halten. Er setzte es durch, daß der Prager Bischof – nicht ganz regulär – die bestehende Ehe aus Gründen der Verwandtschaft für ungültig erklärte und Přemysl dann die junge und reizende Constance von Ungarn heiraten konnte.<sup>6)</sup>

Adlete jedoch war – vor allem im Interesse ihrer Kinder, namentlich des Sohnes Vratislav – nicht bereit abzutreten und legte Berufung beim Papst ein. Die Entscheidung des Oberhauptes der Kirche mußte aber Rücksicht auf dessen politische Interessen im Reich nehmen, das wiederum in Zwistigkeiten nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. geriet. Innozenz III. ging daher nicht so eindeutig vor wie im Falle des französischen Königs Philipp II. August und seiner dritten, illegalen Ehefrau. Er brauchte nämlich die Schützenhilfe Přemysls für seinen Kandidaten auf dem Thron im Reich, für Otto IV. von Braunschweig, dem der Staufer Philipp von Schwaben gegenüberstand. Eine weitere wichtige Figur auf dem politischen Schachbrett war auch Dietrich der Bedrängte (1197–1221), der jüngere Bruder Adletas, der erst zwei Jahre nach dem gewaltsamen Tod seines Bruders Albrecht die Markgrafschaft Meißen zurückerhalten hatte. Auch von ihm hing es ab, welche Position er einnehmen und in welchem Verhältnis er zum böhmischen Herrscher stehen wird. Der Eheskandal wurde so zu einem politischen Instrument – nur Adleta fiel die bittere Rolle der unerwünschten Gattin zu.

Der Streit spielte sich auf dem Hintergrund der »hohen« Politik ab, wo Přemysl I. während einiger Jahre die Partei zu wechseln verstand und dabei stets die ersehnte Bestätigung der Königswürde und der Eigenständigkeit des Königreiches Böhmen erreichen konnte. In ähnlicher Weise festigte Dietrich von Meißen seine Macht über die ausgedehnten Besitzungen der Wettiner. Im Jahre 1205 kehrte sogar Adleta auf die Prager Burg zurück, um hier ihre Tochter Margarethe – Dagmar, die den dänischen König Waldemar IV. heiraten sollte, auf die Hochzeit vorzubereiten. Adletas Hoffnung auf eine Rückkehr in die königlichen Gemächer wurde bald zunichte, als ihre Rivalin einen Sohn Wenzel gebar und der unstete König an seiner alternden Ehefrau definitiv jedwedes Interesse verlor. Vergeblich waren auch die Versuche des Meißner Markgrafen, gegen Přemysl Adletas Sohn Vratislav durchzusetzen. Der vorsichtige Papst schob die Verkündung des endgültigen Verdikts bis zum Ableben Adletas hinaus. Dann zögerte er nicht, die Scheidung anzuerkennen und so Vratislav von der Nachfolge auf dem böhmischen Thron auszuschließen, der nunmehr dessen Stiefbruder Wenzel I. zufiel. Das politische Spiel nahm aber mit anderen Eheepisoden seinen Fortgang. Ohne jedwede Skrupel wurde im Jahre 1244 die Ehe des Sohnes der Markgrafen Dietrich, des berühmten Heinrich des Erlauchten (1221–1288), mit der Tochter Wenzels Agnes (\*1268) verabredet und mit päpstlicher Dispens abgesichert, während ihre Schwester Beatrix (\*1270) Frau des Brandenburger Markgrafen Otto III. wurde und ihm als Mitgift die Oberlausitz einbrachte. Von den dreißiger Jahren an konzentrierten sich die Přemysliden auf den Erwerb des Babenberger Erbes, und daher schlug ihre dynastische Politik diese Richtung ein. Der unselige Tod des



Königs Přemysl Ottokar II. auf dem Marchfeld (bei Dürnkurt) lähmte zeitweilig die Aktivität des Königreiches Böhmen und führte zu dynastischen Eheschließungen mit den aufsteigenden Habsburgern.<sup>7)</sup> Übrigens befanden sich auch die Wettiner in einer Familienkrise, die ihr ganzes Herrschaftsgebiet erschütterte, das erst kurz zuvor um die Landgrafschaft Thüringen erweitert worden war. Ein neuer Aufstieg des Königreiches trat unter Wenzel II. ein, der eine neue Expansion einleitete. Ihr Hauptziel waren Polen und Ungarn, aber dem König ging es auch um eine Absicherung der Westgrenze. Er brachte das Egerland unter eine Botmäßigkeit und konnte die böhmischen Besitzungen längs der Elbe bis nach Pirna ausweiten, das er in den Jahren 1294–1298 gekauft hatte.<sup>8)</sup> Wenzel II. verstarb aber bereits 1305 im Alter von nur 34 Jahren, und ein Jahr darauf wurde auch sein einziger Sohn Wenzel III. ermordet. Die Herrschaft der ältesten böhmischen Dynastie fand ihr Ende und leitete so einen neuen Kampf um den böhmischen Thron ein.

Als Thronanwärter traten Rudolf von Habsburg und Heinrich von Kärnten auf, für den auch der Meißner Markgraf Friedrich der Freidige (1257–1323) Partei ergriff und dessen erste Gattin die Schwester des Herzogs, Agnes von Kärnten (\*1293) war.<sup>9)</sup> Der baldige Tod Rudolfs und die Unzufriedenheit mit der Regierung des Kärntner Herzogs bewog einige böhmische Adlige und kirchliche Würdenträger zur Suche nach einem besseren Kandidaten. Die Thronbesteigung sollte durch die Ehe mit der bislang ledigen Prinzessin Elisabeth (1292–1330) erleichtert werden. Dieser Gefahr war sich auch die Kärntner Partei bewußt, wo der Plan aufkam, Elisabeth mit dem unbedeutenden Thüringer Adligen Otto von Burgau-Lobdaburg zu verheiraten.<sup>10)</sup> Der Prinzessin gelang es aber, den Intrigen zu entfliehen, die Pläne ihrer Ratgeber zu realisieren und den Sohn des römischen Königs, Johann von Luxemburg, zu heiraten. Friedrich von Meißen, der an den Kämpfen um Prag teilgenommen hatte, ging schließlich ins Lager der Luxemburger über.<sup>11)</sup> Dieser wohlüberlegte Schritt brachte unmittelbaren Gewinn – Johann von Luxemburg wurde nicht nur König von Böhmen, sondern in der Zeit des Romzugs Heinrichs VII. auch dessen Vertreter – der Vikar – im Reich. Und so nahm gerade aus der Hand Johanns Friedrich die Bestätigung der Ansprüche auf die Familienbesitzungen – Meißen und Thüringen und das Vikariat über Pleißenland – entgegen.<sup>12)</sup>

Eine dynastische Annäherung mit den Wettinern strebte König Johann zu einem Zeitpunkt an, da der kämpferische Markgraf sich nach einem überstandenen Schlaganfall in sehr schlechtem Gesundheitszustand befand (1321). Es handelte sich um seinen minderjährigen gleichnamigen Sohn aus zweiter Ehe Friedrich II. den Ernsthaften (1310–1349), und die böhmische Prinzessin Jutta. Die Verlobungsverträge wurden in Chomutov (Komotau) im Mai 1322 besiegelt und die siebenjährige Jutta gleich darauf auf die landgräfliche Wartburg geschickt. Dort verblieb sie aber nicht lange. Die Markgräfin Elisabeth knüpfte nach dem Tode ihres Gatten Kontakte mit dem neuen römischen König Ludwig IV. dem Bayern an und akzeptierte dankend eine neue Braut, die Tochter des Kaisers namens Mechtild.<sup>13)</sup> Danach folgte begreiflicherweise eine Abkühlung in den Beziehungen der beiden Familien, die sich später – einerseits infolge der gemeinsamen Interessen im Vogtland und andererseits infolge des ständig positiven Verhältnisses der Wettiner gegenüber Ludwig dem Bayern, mit dem umgekehrt Johann mehrmals in Konflikt geriet – nur noch vertiefte. Daher reagierte auch der Prager Hof sofort auf die



kurzfristige Unterbrechung der Freundschaft zwischen den Wettinern und den Wittelsbachern und knüpfte im September 1344 Verhandlungen mit dem Markgrafen Friedrich II. bezüglich eines – ziemlich nebulösen– dynastischen Projektes an. Johann wollte eine Verlobung des Sohnes des Meißner Markgrafen mit seiner Enkelin, d.h. der Tochter Karls IV., durchsetzen, »die diese hat oder haben wird«! Im Hinblick darauf, daß Karl einige Wochen vorher eine Eheschließung seiner zweijährigen Tochter Katharina mit den Habsburgern verabredet hatte, ging es tatsächlich um einen ziemlich hypothetischen Vorschlag, der mit dem Schicksal eines noch ungeborenen Kindes kalkulierte. Nach Meinung D. Veldtrups haben wir hier ein anschauliches Beispiel für das wendige Manövrieren der Luxemburger zwischen zwei politischen Lagern vor Augen.<sup>14)</sup> Die folgenden Ereignisse – die Wahl Karls IV. zum römischen König und der Tod Johanns bei Crécy – führten zur neuerlichen Annäherung Wettins an den zwar abgesetzten, aber noch immer mächtigen Ludwig von Bayern, die erst mit seinem Ableben hinfällig wurde. Zum Jahresende 1348 schloß sich Friedrich II. dem allmählich im ganzen Reich siegreichen Karl IV. an.<sup>15)</sup>

Seine Beziehung zu den Wettinern kann vielleicht als pragmatisch bezeichnet werden, was übrigens bei den politischen Kalkulationen des Kaisers keine Ausnahme war. Karl respektierte ihre Interessen im Vogtland und Pleißenland, beließ sich aber eine gewisse Kontrolle über dieses Gebiet in Form verstreuter böhmischer Besitzungen (z. B. Mylau, Colditz, Saalfeld, Schwarzburg).<sup>16)</sup> Die Loyalität der Markgrafen sollte zweifellos auch durch die Heirat der Tochter des Bruders Karl, des mährischen Markgrafen Johann Heinrich, abgesichert werden. Elisabeth von Mähren (1355–1400) heiratete am 1. 3. 1358 in Prag den Meißner Markgrafen Wilhelm I. den Einäugigen (1342–1407). Die Verlobung der damaligen Kinder von acht Jahren wurde realisiert.<sup>17)</sup> Die Stellung Elisabeths am Hofe dieses sehr fähigen Wettiners war nicht unbeachtlich, und ihre Ehe wird stets als glücklich bezeichnet. Eine gewisse Rolle bei der Garantie guter Beziehungen zwischen den verwandten Familien spielte entschieden Elisabeth. Die häufigen Besuche Wilhelms und auch seiner älteren Brüder Friedrich III. des Strengen und Balthasars bewogen offenbar den König, ihnen ein Haus in Prag zu schenken. Es handelte sich um ein Objekt, das Johann von Luxemburg im Jahre 1355 aufwendig für seine zweite Gemahlin, Beatrix von Bourbon, erbauen ließ und in dem er selbst öfter weilte.<sup>18)</sup>

Die guten Beziehungen zwischen Wettin und Karl IV. wurden für kurze Zeit zu Beginn der siebziger Jahre im Zusammenhang mit der Expansion der Luxemburger in die Niederlausitz und nach Brandenburg unterbrochen.<sup>19)</sup> Einen Schritt zur Wiedererlangung des Vertrauens Meißens sollte auch der Heiratsvertrag vom 1. 5. 1373 bedeuten, der für die blutjunge Anna (1366–1394) und den Markgrafen Friedrich IV. den Streitbaren, den nachmaligen ersten sächsischen Kurfürsten aus dem Hause der Wettiner, abgeschlossen und im Jahre 1381 wirksam wurde.

Da regierte bereits Karls ältester Sohn Wenzel IV. (1361–1419), der mit Rücksicht auf die Situation in Europa und die Stellung der Luxemburger seiner Schwester einen anderen Bräutigam, den englischen König Richard II., aussuchte. Die Wettiner, namentlich die mutmaßliche Schwiegermutter, die Markgräfin Katharina, begab sich sofort nach Prag, um wenigstens eine gewisse »Entschädigung« zu erzwingen, die für den Fall der Nichteinhaltung der sich aus dem



ursprünglichen Vertrag ergebenden Verpflichtung vorgesehen war. Auf Grund dieses Rechtstitels erhielt sie die Herrschaft über die Stadt Most (Brüx) und erzielte sogar auch noch die Festsetzung einer Geldentschädigung. Dem König Wenzel gelang es zwar nach Jahren, diese Verpflichtung zu tilgen, aber die Wettiner hörten nicht auf, die Wiedererlangung der Stadt Most zu betreiben.<sup>20)</sup> Da hatten sich aber bereits auch die Beziehungen zwischen Wenzel IV. und Wilhelm I. von Meißßen beträchtlich verschlimmert; der letztgenannte wechselte ins königsfeindliche Lager über und war sogar bereit, dafür mit der Waffe aufzutreten.<sup>21)</sup> Davor aber schreckte die böhmische Adelsopposition zurück und bewog den Markgrafen, mit seinen Truppen aus Böhmen abzuziehen. Niemand konnte ihn jedoch an der Entfesselung von Feindseligkeiten in der Gegend um Dohna hindern, was eine Zurückdrängung der böhmischen Besitzungen bis an die jetzige Grenze zur Folge hatte.<sup>22)</sup>

In der Zeit der Hussitenkriege standen die Wettiner auf der Seite König Sigismunds und beteiligten sich an dessen militärischen Operationen in Böhmen; als Belohnung erhielten sie dafür das Kurfürstentum Sachsen (1423), darüber hinaus noch die Stadt Most (Brüx) als Pfand.<sup>23)</sup> Sigismund bestieg den böhmischen Thron erst nach Beendigung der Kriege, im Jahre 1436 und verstarb bereits ein Jahr darauf. Ebenso kurz regierte auch sein Schwiegersohn Albrecht von Habsburg. Jahrelang konnte sein Sohn Ladislaus Posthumus die Regierung formal übernehmen.

Aus dieser unruhigen Zeit stammt auch ein weiteres Heiratsprojekt mit Bezugnahme auf den Kampf um den böhmischen Thron. Anna, die Tochter Albrechts von Habsburg, wurde dem jüngeren Sohn des Kurfürsten Friedrich I. des Streitbaren, namens Wilhelm, angetraut. Dieser erhob dann aus diesem Rechtsgrund Ansprüche auf den böhmischen Thron, als im November 1457 sein junger Schwager Ladislaus Posthumus unerwartet verstarb. Wilhelm hatte aber nicht viel Glück, vielleicht auch deshalb, weil er mit Anna nicht zusammenlebte und allzu unverblümt seine Gunst Katharina von Brandenstein, seiner Geliebten, zuwandte. Übrigens beharrten damals die Stände auf dem Grundsatz der Wählbarkeit des Herrschers und kürten schließlich den mächtigen und fähigen Georg von Podiebrad, einen Mann aus ihre Mitte, zum König.

Mit seiner Person betrat den Thron nicht nur ein »bloßer« Adliger, sondern auch ein Verfechter der hussitischen Bewegung, ein Utraquist. Um so mehr war ihm an einer Anerkennung seitens der benachbarten Herrscher und mächtigen Fürsten gelegen. Die Wettiner gehörten zu jenen, mit denen Georg bereits kurz nach seiner Wahl Verhandlungen aufgenommen hatte. Ihr Ergebnis waren Verträge, die unter Vermittlung des Brandenburger Markgrafen Albrecht im April 1459 in Cheb (Eger) abgeschlossen wurden.<sup>24)</sup> Darin wurden die Machtsphären beider Parteien einschließlich der Angelegenheiten der böhmischen Lehen in Sachsen festgelegt; außerdem wurde eine Doppelhochzeit verabredet. Wilhelms Tochter Katharina wurde Hynek (Heinrich) von Podiebrad versprochen, und der jüngere Sohn des Kurfürsten Friedrich II. Albrecht sollte Zdena (Sidonie) von Podiebrad ehelichen. In beiden Fällen handelte es sich um Kinderpaare, und so wurden die unmündigen Bräute nach damaligem Brauch an die Höfe ihrer künftigen Ehegatten geschickt, um sich besser in das Milieu des neuen Heims einleben zu können<sup>25)</sup>. Katharina hatte aber kein besonders glückliches Leben zu gewärtigen. Hynek von Podiebrad, Fürst von Münsterberg, hielt sich eher für einen Dichter als einen Wirtschaftler. Er



erlangte Berühmtheit als Bewunderer der italienischen Renaissance und erwies sich auch als verschwenderischer Schürzenjäger – begreiflicherweise nicht gerade zur Freude seiner Gattin.<sup>26)</sup> Zdena lebte in Meißen bis zum Jahre 1510 und wurde in der Dreikönigskapelle des Meißner Doms bestattet, wo bereits seit zehn Jahren ihr Gatte lag. Ihre Grabmäler aus Bronze gehören zu den bedeutenden Kunstwerken. Ihre Geschiecke stehen bereits an der Schwelle der Neuzeit, in der aber die Heiratsprojekte noch nicht ihre Bedeutung verloren hatten.

Die angedeuteten dynastischen Bindungen zwischen dem Meißner, später dem Dresdner und dem Prager Hof sind aber nicht nur ein Beweis für die politischen Ambitionen der Wettiner und der böhmischen Herrscher. Mit den jungen Verlobten und ihrer Suite gelangten auch unterschiedliche Bräuche und eine abweichende Kultur in das neue Milieu. In Böhmen lebten zahlreiche Adelsfamilien sächsischer Herkunft, von denen viele im Dienste des Königs standen. Regelmäßige Kontakte können wir auch zwischen den böhmischen und den sächsischen Städten verzeichnen. Beide, jahrhundertlang in enger Nachbarschaft lebende Länder, standen demnach nicht nur infolge machtpolitischer Interessen miteinander in Verbindung, sondern beeinflussten einander auch wirtschaftlich und kulturell. Auch diese Fragen sollten die Aufmerksamkeit der Historiker verdienen.

#### Anmerkungen

- 1) Siehe Karlheinz Blaschke, *Geschichte Sachsens im Mittelalter*, Berlin 1990; Karl Czok: *Geschichte Sachsens*, Weimar 1989; Hans Patze, Walter Schlesinger, *Geschichte Thüringens*, Bd. II/1, Köln – Wien 1974.
- 2) Václav Novotný, *České dějiny*, Bd. I/2, Praha 1913; Barbara Krzemienska, *Břetislav I.*, Praha 1986.
- 3) Als Mitgift erhielt sie die bereits erwähnte Oberlausitz, die erst 1157 dem König von Böhmen zurückgegeben wurde.
- 4) Děpold war Sohn des Herzogs Vladislav I. und erhielt ein Herrschaftsgut in Ostböhmen.
- 5) Václav Novotný, *České dějiny*, Bd. I/2, Praha 1913, S. 850, *passim*. Vladislav II. war der älteste Sohn des Herzogs Vladislav I.; Gattin Ulrichs war Cecilie von Thüringen. Auf die Situation im Reich reagierte auch die Heirat des Sohnes Soběslavs I. Vladislavs, der eine der Töchter Albrechts des Bären ehelichte, während Děpold I. die andere Tochter zur Frau nahm.
- 6) Václav Novotný, *České dějiny*, Bd. I/3, Praha 1928, *passim*; Josef Zemlička, *Přemysl Otakar I.*, Praha 1990, S. 60 ff.; Marie L. Černá, *Rozvod Přemysla I. s Adlétou Míšeňskou*, *Časopis Společnosti přátel starožitností* 31, 1923, S. 9–44.
- 7) Josef Šusta, *České dějiny* II/1, Praha 1939; Jörg K. Hoensch, *Přemysl Otakar II. von Böhmen. Der goldene König*, Graz – Wien – Köln 1989. Die Oberlausitz gewann erst Johann von Luxemburg nach dem Aussterben der Askanier zurück.
- 8) Die Stadt Pirna kaufte Václav II. von Bernhard, Bischof von Meißen – *Archivum coronae regni Bohemiae* (ACRB) I, Nr. 55, S. 87–88; im Jahre 1298 eine Zustimmung von König Albrecht – *Codex diplomaticus Saxoniae reginae* (CDSR) II–1, Nr. 328, S. 256. Das Abkommen vom Jahr 1289 zwischen dem böhmischen König und Markgrafen Friedrich Clem über die Abtretung des Teils des Elbetals bis Dresden, trat wahrscheinlich niemals in Kraft.
- 9) Es handelte sich nicht um eine uneigennützigte Hilfeleistung. Nach den Bedingungen, die der junge Friedrich der Lahme (1293–1315) mit Heinrich vereinbarte, sollte die militärische Hilfeleistung für Meißen mit den Verpfändungen der Städte Louny (Laun), Litoměřice (Leitmeritz), Most (Brüx), Mělník (Melnik), der Herrschaft der Prager Burg belohnt werden, wo sie auch den großen Turm besetzen sollten. Zugleich hatten sie sich das Anrecht auf den böhmischen Thron im Falle des Scheidens Heinrichs ausbedungen.



- <sup>10)</sup> Jiří Spěváček, Jan Lucemburský a jeho doba, Praha 1994, S. 127 ff. Die Chronik von Přibík Pulkava z Radenína – Fontes Rerum Bohemicarum, Bd. V, Ed. J. Emler et Jan Gebauer, Praha 1893, S. 195.
- <sup>11)</sup> Woldemar Lippert, Meissen und Böhmen in den Jahren 1307–1310, Neues Archiv für sächsische Geschichte (NASG) 10 1889, S. 1–15; id., Meißnisch-böhmische Beziehungen zur Zeit König Johanns und Karl IV., Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (MVGDB) 35, 1896, S. 240–265, wo auch einige Urkunden abgedruckt sind.
- <sup>12)</sup> Eger, 1. 4. 1311 – Altenburger Urkundenbuch, Ed. Hans Patze, Veröffentlichungen der Thüringischen historischen Kommission, Bd. V, Jena 1955, Nr. 471, S. 384.
- <sup>13)</sup> Jutta oder Bona (1315–1349) ehelichte tatsächlich erst ihren fünften Verlobten, den um vier Jahre jüngeren Johann von Valois, der 1350 französischer König mit dem Beinamen Johann der Gute (\*1364) wurde.
- <sup>14)</sup> Dieter Veltrup, Zwischen Eherecht und Familienpolitik. Studien zu den Dynastischen Heiratsprojekten Karls IV. *Studia Luxemburgesia*, Bd. II. Warendorf 1988, S. 275 ff.
- <sup>15)</sup> Monografie ke Karlu IV. – Spěváček, Seibt, Kavka Woldemar Lippert: Wettiner und Wittelsbacher sowie die Niederlausitz im XIV. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Reichs- und Territorialgeschichte, Dresden 1894
- <sup>16)</sup> Lenka Bobková, Územní politika prvních Lucemburků na českém trůně, Ústí nad Labem 1993, S. 24, 92 ff.
- <sup>17)</sup> Woldemar Lippert: Markgraf Wilhelm von Meissen und Elisabeth von Mähren, MVGDB 30, 1891, S. 92–127, 303–306. Elisabeth von Mähren wurde im Meißner Dom im Jahre 1400 begraben.
- <sup>18)</sup> Dar je u 16. 8. 1361 – Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae (RBM), Bd. VII/3, Nr. 981, S. 587. Das Haus wurde im Jahre 1911 demoliert – Emanuel Poche, Pražské paláce, Praha 1977, S. 12.
- <sup>19)</sup> Die Wettiner verfaßten 1371 in 21 Punkten ihre »Beschwerde« gegen Karls expansive Politik. Gedruckt von Johann Loserth, Beiträge zur Geschichte des Erwerbs der Mark Brandenburg durch Karl IV., MVGDB 16, 1878, S. 179–181. Sie versöhnten sich schon im nächsten Jahr – Hauptstaatsarchiv Dresden, O.U. Nr. 4035; Státní ústřední archiv (SÚA) Praha, AČK, Nr. 1082.
- <sup>20)</sup> Carl Wenck, Die Wettiner im 14. Jahrhundert, insbesondere Markgraf Wilhelm und König Wenzel, Leipzig 1877.
- <sup>21)</sup> J. Spěváček, Václav IV., Praha 1986. Die Städte Most und Louny traten sie dem böhmischen König im Jahre 1397 ab – CDSR I–II, Nr. 130, S. 77.
- <sup>22)</sup> Hubert Ermisch, Die Dohnasche Fehde, NASG 22, 1901, S. 225–290; Christine Klecker, Die Dohna verlorenging, Museum Schloß Weesenstein 1991.
- <sup>23)</sup> Neuestens František Šmahel, Husitská revoluce, Bd. 1–4, Praha 1995, passim. Eine schwere Niederlage erlitten sie in der Schlacht bei Ústí nad Labem (Aussig an der Elbe) im Jahre 1426.
- <sup>24)</sup> SÚA, AČK, Nr. 1624–1626; StA Dresden, O.U. Nr. 7611, 7612, 7613. Siehe Rudolf Urbánek, Dvě studie o době poděbradské, Brno 1929, passim. Georg griff bereits in den vorherigen Jahren als Landhauptmann der böhmischen Länder in den sog. Bruderkrieg ein, der zwischen den Brüdern Friedrich II. und Wilhelm entbrannte. Er stand auf Wilhelms Seite.
- <sup>25)</sup> Hubert Ermisch, Studien zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464 bis 1468, NASG 1, 1880, S. 209–266; id, Studien zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1468 bis 1471, NASG 2, 1881, S. 1–49.
- <sup>26)</sup> Neuestens Josef Macek, Jagellonský věk v českých zemích, Bd. 2, Praha 1994, S. 14 ff. Keiner der Söhne Georgs wurde König von Böhmen, es verblieb ihnen jedoch ein ausgedehnter Besitz in Ostböhmen und Schlesien. Den böhmischen Thron bestieg der Sohn des Polenkönigs, Vladislav aus dem Hause der Jagiellonen (1471–1515).



Volker Ruhland

## Böhmische Exulanten in Kursachsen und der Dreißigjährige Krieg

Der Dreißigjährige Krieg besitzt in der Geschichte des Abendlandes, in der deutschen, aber auch in der sächsischen Geschichte, mehr als andere historische Epochen, immerwährende Aktualität. Er war und bleibt Appell an das historische Gewissen. Der Dreißigjährige Krieg war die erste große, einen ganzen Kontinent umfassende kriegerische Auseinandersetzung der Weltgeschichte, von den Zeitgenossen als »europäisches Kriegstheater«, »Kriegsballett« oder »großer Krieg« bezeichnet.

Sein Kriegsschauplatz, der »Hortus bellicus« (Kriegsgarten), war das territorial zersplitterte Heilige Römische Reich deutscher Nation. Im deutschen Sprachraum und in den böhmischen Ländern wütete er besonders blutig, aber das Geschehen im mitteleuropäischen Gebiet war mit der großen europäischen Politik zu einem fast unentwirrbaren Knäuel von Widersprüchen verbunden.

Auf deutschem Boden ging es um die Fortsetzung des religiös verbrämten »Fürstenkrakeels«. Hier Fürstenmacht – dort Kaisertum, war die eine Front des deutschen Bürgerkrieges, hier Union – dort Liga, dazwischen neutrale Ausgleichskräfte. Fragen von welthistorischem Rang wurden zwischen ihnen nicht ausgetragen, aber diese reichsinternen Auseinandersetzungen waren eingebettet in ein Knäuel weiträumig verfilzter Interessen, bei denen es um weit mehr ging, als den deutschen Fürstenkrakeel für diese oder jene Seite zu entscheiden. Hier standen weltpolitische Interessen auf dem Spiel.

Der Grundwiderspruch zwischen der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft und den Feudalgewalten zeigte sich nach wie vor in der Gestalt des Gegensatzes zwischen der Republik der Vereinigten Niederlande und dem spanischen Feudalabsolutismus. Nach einem jahrzehntelangen Krieg mit einem zwölfjährigen Waffenstillstand als Atempause schritt 1621 der Hort der feudalen Reaktion, Spanien, erneut zum Kampf gegen die junge Republik. Die Festigung des ersten bürgerlich-republikanischen Staatswesens in den nördlichen Niederlanden war eine Entscheidung von weltgeschichtlichem Rang.

Eine ebenso weitreichende Entscheidung war zu treffen zwischen dem überlebten kaiserlich-universalen, von den Habsburgern praktizierten Weg, und dem national-staatlichen Weg, der vor allem von dem zunächst progressiven Absolutismus in Frankreich vertreten wurde. Zwar war Kaiser Karl V. Traum von einem Habsburgischen Universalreich, in dem die Sonne nie untergeht, mit der Teilung des Habsburgerreiches 1556 gescheitert, aber die spanischen und die österreichischen Habsburger stellten immer noch gemeinsam eine Weltmacht dar.



Eine weitere wichtige Rolle im Großen Krieg spielte ferner der seit langem zwischen Schweden, Dänemark, Polen und Rußland geführte Kampf um die Vorherrschaft im Ostseeraum. Ohne das Hin und Her im Ringen um das *Dominium Maris Baltici*, die Ostseeherrschaft, ist der Kriegsverlauf auf seinem Höhepunkt nicht verständlich.

Schließlich muß man auch die Erbfeindschaft zwischen dem Hause Habsburg und dem Osmanischen Reich, das noch immer eine Großmacht darstellte, berücksichtigen. Der Krieg hatte also neben einer reichsinternen auch eine gesamteuropäische Seite. Es schoben sich, wenn auch manchmal nur kurzfristig und umrißhaft, zwei Staatenlager zusammen, das spanisch-habsburgische und das im Kern niederländisch-französische. Zum ersten zählten die Weltmacht Spanien mit ihren niederländischen und italienischen Besitzungen, die deutschen Habsburger (Kaiser), der Papst, Bayern und einige kleinere deutsche Fürsten, die in der Liga zusammengeschlossen waren (Madrid, Rom, Wien). Zum zweiten Lager stießen, allerdings zu unterschiedlichen Zeiten, die befreiten Niederlande (Generalstaaten), England, Frankreich, Dänemark, Schweden, Siebenbürgen und die protestantische Fürstenunion mit der Pfalz an der Spitze. Das erste Lager war in sich stabiler, aber geographisch zerstreut. Das zweite war zwar zusammenhängender, aber politisch instabiler. In dem verworrenen Verlauf lassen sich vier Perioden erkennen:

1. Die böhmisch-pfälzische Periode (1618–1624),
2. die niedersächsisch-dänische Periode (1625–1629),
3. die schwedische Periode (1630–1635) und
4. die französische Periode (1636–1648).

### Zur Rolle Sachsens im Dreißigjährigen Krieg

Die ersten zwölf Jahre des großen Krieges blieb Sachsen selbst vom Krieg verschont. Die Kriegsnot lernte man zuerst nur aus den Schilderungen böhmischer Glaubensflüchtlinge – Exulanten genannt – kennen, die wegen ihres protestantischen Glaubens aus ihrer Heimat vertrieben wurden und in Sachsen, dem Hort des Protestantismus, zum großen Teil Aufnahme fanden. Mehrere Versuche, Sachsen für die Seite der evangelischen Union zu gewinnen, scheiterten. So wurde dem sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. (1611–1656) noch vor dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz die böhmische Königskrone angeboten. Sachsen fühlte sich allerdings dem neuen Kaiser Ferdinand II. verpflichtet, der bei seiner Wahl am 28. August 1619 dem sächsischen Kurfürsten die Erwerbung der beiden Lausitzen in Aussicht gestellt hatte. Als schließlich Friedrich von der Pfalz in Prag als neuer böhmischer König einzog, war Sachsens Stellungnahme für den Kaiser entschieden. In kaiserlichem Auftrag besetzten sächsische Truppen schon im Jahre 1620 die damals zu Böhmen gehörende Oberlausitz und Schlesien.

Wie verfehlt diese Politik Sachsens war, sollte sich bald nach den großen Niederlagen der Union zeigen. Ohne sich durch die Proteste Johann Georg I. hindern zu lassen, verließ der Kaiser die pfälzische Kurwürde nicht ihm, sondern dem katholischen Herzog von Bayern und ließ die Protestanten aus Böhmen vertreiben. Erst mit dem berühmten Restitutionsedikt von 1629 – es bestimmte die Rückerstattung aller geistlichen Besitztümer, die seit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 säkularisiert worden waren, an die katholische Kirche – erkannten die führenden Kreise am sächsischen Hof die wahren Absichten des Kaisers.





Fenstersturz in Prag 1618, Stich von M. Merian

Sachsen selbst war durch das kaiserliche Edikt im Besitz der drei aufgehobenen Bistümer Meißen, Merseburg und Naumburg/Zeitz bedroht. Auch die von Sachsen schon lange erhoffte Erwerbung des Magdeburger Erzbistums schien in Frage gestellt. In dieser Situation knüpfte man nun endlich Verhandlungen mit den anderen protestantischen Reichsfürsten der Union, besonders aber mit dem am 6. Juli 1630 in Pommern auf der Insel Usedom gelandeten Schwedenkönig Gustav II. Adolf. Bis 1635 befand er sich im Bund mit den anderen protestantischen Reichsfürsten. Nach dem Fall von Magdeburg am 20. Mai 1631 rückte der kaiserliche Generalfeldmarschall Tilly mit seinen Truppen brandschatzend durch das wettinische Thüringen vor und besetzte schließlich Leipzig. Jetzt entschloß sich Johann Georg I. zum Bündnis mit Gustav Adolf, der dringend um Hilfe gebeten wurde. Auf sächsischem Boden kam es – unter wenig ruhmvoller Beteiligung der noch unerprobten kursächsischen Truppen – zur Schlacht bei Breitenfeld am 17. September 1631. Als der siegreiche Schwedenkönig nach Süddeutschland gegen Tilly kämpfend vorrückte, zogen sächsische Truppen in Böhmen ein und besetzten Prag. In ihrem Gefolge kehrten viele Exulanten nach Böhmen zurück mit der Absicht, ihre beschlagnahmten Güter zurückzunehmen. Bald aber wurden die Sachsen von Wallensteinschen Truppen wieder verdrängt, und schließlich stieß Wallenstein selbst nach Sachsen vor und besetzte hier alle größeren Städte außer Dresden und Freiberg. Verhandlungen Johann Georgs mit den Schweden, mit dem Kaiser und mit dem in seinen Plänen unergründlichen Wallenstein wechselten einander ab. Dazwischen unternahmen die Wallensteinschen Truppen unter dem gefürchteten General von Holk Plünderungszüge nach Sachsen, und mit ihnen kam – noch verheerender als der Krieg – die Pest. Schließlich sah Johann Georg I. keinen anderen Ausweg als den Friedensschluß mit dem Kaiser. Der Prager Friede von 1635 erschien vielen Zeitgenossen als Verrat an der protestantischen Sache. Sachsen verpflichtete sich, mit Truppen und Geldmitteln am Reichskrieg gegen die Schweden und gegen die Franzosen teilzunehmen. Im Gegenzug erhielt Sachsen die beiden Lausitzen als erbliches Gut übertragen. Mit dieser Erwerbung fand die räumliche Ausbildung des sächsischen Kurstaates, wie er bis 1806 bestanden hatte, ihren Abschluß, von kleinerem späterem Gebietszuwachs abgesehen. Obwohl zahlreiche norddeutsche evangelische Länder sich dem Prager Frieden anschlossen, wurde er nicht zum allgemeinen Frieden, da jetzt Frankreich in den Krieg eintrat. Für Sachsen bedeutete die neue Freundschaft mit dem Kaiser Krieg mit Schweden. Jetzt erst begann die eigentliche



Leidenszeit für das Land. Schon unmittelbar nach dem Prager Frieden und später wiederholt fielen die Schweden in Kursachsen ein und hausten hier in extremer Weise. Die Kaiserlichen, die gegen sie zogen, standen ihnen kaum nach. Fast alle Städte fielen in die Hand der Schweden und wurden von ihnen geplündert und mit hohen Kontributionen belegt.

Leipzig war von 1642 an von ihnen besetzt, allein Freiberg und Dresden konnten sich halten. Viele Dörfer gingen in Flammen auf, die Bevölkerung konnte häufig in die Wälder fliehen.

Vom Kaiser im Stich gelassen, schloß Johann Georg mit Schweden in Kötzschenbroda einen Waffenstillstand, der in zähen Verhandlungen vom Geheimen Rat von Oppeln, dem Obristen von Arnim und von der Pfordte, ausgehandelt wurde. Die sächsischen Vertreter, eskortiert von 50 Reitern, trafen sich mit den schwedischen Abgesandten am 15. und 17. August 1645 zunächst im Garten des Wirtshauses zu Cossebaude. Aus Sicherheitsgründen setzte man die Verhandlungen am 19., 20. und 23. August im Pfarrhaus des jenseits der Elbe gelegenen Kötzschenbroda fort, wo es am 27. August 1645 zur Unterzeichnung des zehn Paragraphen zählenden Vertrages kam. Die Friedenskirche im heutigen Radebeul-Kötzschenbroda verdankt ihren schönen Namen diesen Ereignissen im August 1645. Der Vertrag brachte allerdings nicht die erhoffte Erleichterung für die Bevölkerung, sondern bürdete ihr zunächst neue Lasten auf. Sachsen verpflichtete sich zur Zahlung einer monatlichen Kontribution von 11 000 Reichstalern an die Schweden. Die Summe wurde nach einem halben Jahr auf 8 000 Reichstaler herabgesetzt. Erst nach dessen endgültiger Bezahlung rückten die schwedischen Besatzungstruppen aus Sachsen ab, und erst jetzt, im Jahr 1650, wurde hier das allgemeine Friedensdankgebet gefeiert.

### **Böhmische Exulanten in Sachsen**

Nach der militärischen Niederlage der protestantischen Stände am Weißen Berg bei Prag 1620 sollte dieser zu einem geistlichen Sieg des Katholizismus genutzt werden. Die Rekatholisierung Böhmens begann mit der Schaffung rechtlicher Grundlagen. Ferdinand II., böhmischer König seit 1618 und Kaiser seit 1619, zerschnitt im August 1621 dreifach den Majestätsbrief von 1609 – mit dem Kaiser Rudolf II. den böhmischen Ständen die Religionsfreiheit zusicherte und die *confessio bohemica* bestätigte – und übergab das Briefsiegel dem Kaminfeuer. Damit galt in Böhmen das »*Cui religio, cuius religio*« des 1555 geschlossenen Augsburger Religionsfriedens. So ging in Böhmen die Rekatholisierung mit der Ausweisung derer einher, die am Protestantismus festhielten. Da sie für sich und ihren Glauben ein Exil suchten, sind sie als Exulanten in die Geschichte eingegangen. Zwei Wellen der Exulation während des Dreißigjährigen Krieges sind feststellbar. In den Jahren bis 1623 waren besonders die Geistlichkeit und Schulmeister von der Ausweisung betroffen. Sie erstreckte sich bald auf alle deutschen und tschechischen Protestanten. Mit der Ausweisung aller Nichtkatholiken am 31. Dezember 1627 begann eine qualitativ neue Phase der Exulation. Der größte Teil des böhmischen Adels war betroffen, nicht nur die Beteiligten am Ständeaufstand. Eine neue Konstellation der Glaubens- und der Machtverhältnisse wurde durch Einsetzung von Katholiken und Kaisertreuen – wie Wallenstein – in konfiszierte Güter erreicht.

Mit den Ausweisungsdekreten verbunden waren auch materielle Bestrafungen des am Aufstand beteiligten Adels. Diese wandelten sich schnell zu bewußter und willkürlicher Schädigung, denn





Wallenstein, Stich von A. van Dyck

»keine Bitte um Gnade wurde angenommen, wenn sie nicht Bekehrung zusagten. Je länger, je mehr arteten die Konfiskationen in Rache und Raub aus, ohne Rücksicht auf Schuldige und Unschuldige.« Die Konfiskationskommission unter dem Statthalter Fürst Liechtenstein beschlagnahmte Besitz im Werte von einer Milliarde Kronen. Hinzu kam eine weitere schwerwiegende Schädigung der Ausgewiesenen, waren sie doch gezwungen, schnellstmöglich – häufig innerhalb weniger Stunden oder Tage – ihren verbliebenen immobilien Besitz zu verkaufen, was zu einem Überangebot an Werten und dementsprechend niedrigen Preisen führte. Aber nicht nur der besitzschwere Adel, auch der einfache Bürger und Bauer war unter Mühsal und Anstrengung zur Exulation gezwungen, wollte er seinem Glauben treu bleiben. Viele flüchteten bei Nacht, um etwas von Betten, Vieh und Hausgeräten mitnehmen zu können.

Die Exulation betraf insgesamt etwa 150 000 der damals 2,5 bis 3 Millionen Böhmen.

Allein daran läßt sich die Verwurzelung der Religion im Leben der Menschen des 17. Jahr-

hunderts erkennen, auch wenn viele aus materiellen Gründen zum Katholizismus konvertierten. Das Ziel der zum Auswandern Gezwungenen war in erster Linie das angrenzende protestantische Sachsen und ab 1623 auch die Oberlausitz, die in diesem Jahre vom Kaiser Johann Georg I. für dessen finanzielle Hilfe zur Kriegsführung verpfändet und damit dem Zugriff der böhmischen Machthaber entzogen worden war. Drei große Flüchtlingsströme sind analysierbar. Fluchtziele waren für Ostböhmen bevorzugt das an drei Seiten an Böhmen grenzende Zittauer Land, für Mittelböhmen das Elbtal mit den Städten Schandau, Pirna und Dresden. Die aus Westböhmen Stammenden fanden im Vogtland um Klingenthal und entlang dem Erzgebirgskamms Aufnahme und siedelten hier. 1629 wurden in Freiberg 518 Exulanten gezählt. Pirna war eines der wichtigsten Zentren der Exulanten gewesen, lag es doch für eine angestrebte Rückkehr nach Böhmen günstig. 2 123 Personen aus Böhmen ermittelt der Stadtrat im Jahre 1629.

In Dresden fanden zunächst nur wenige Aufnahme. So ist die Anzahl von 84 Exulanten 1623 und 58 im Jahre 1629 relativ niedrig. Anfangs gestattete der Rat lediglich nur Verwandten der Dresdner, Geistlichen, Angehörigen bekannter Adelsfamilien (z. B. Katharina von Zscherotin, geborene von Hassenstein und Lobkowitz), Inhabern wichtiger Berufe (z. B. ab 1627 dem Chirurgen Andreas Stegemann) sowie Landeszugehörigen die Ansiedlung. Einigen gelang es





Johann Georg I. Kurfürst von Sachsen,  
 unbekannter Meister

auch, das Bürgerrecht zu erkaufen oder durch Schmeichelei Aufnahme zu erwirken. Zum Beispiel machte der Schlosser Georg Preußler sein Meisterstück – zwei prächtige Schlösser – dem Kurfürsten zum Geschenk und wurde von diesem dem Rat, welchem die Entscheidung oblag, empfohlen.

Wirtschaftliche und religiöse Gesichtspunkte bestimmten die Einstellungen, die Exulanten und sächsische Bevölkerung miteinander entwickelten. Die kurz nach dem Ständeaufstand Geflüchteten wurden überall freundlich empfangen. Unter ihnen befand sich eine Menge Adliger, die nicht unwesentlichen Besitz zu retten vermocht hatten. So lebte Freiherr Wilhelm von Kinsky – er kam später in der Wallenstein-Verschworung ums Leben – in einem für 8 500 Taler gekauften Haus. Später wurde ein Stall für 26 Pferde angebaut. In seinem Haushalt lebten 150 Personen, unter denen Kellerwart und Tafeldecker nicht fehlten. Die jährliche Unterhaltung betrug 6 000 Taler. Die Exulanten brachten also Reichtum nach Sachsen, der durch Geldein-

lage bei der kurfürstlichen Rentkammer oder bei Kaufleuten dem Land zugute kam. Gleiches trifft auch auf zahlreiche Häuserkäufe in den Städten zu. Aber auch ein zunehmender Verarmungsprozeß der eingewanderten Adligen, die von ihren Ersparnissen lebten oder Schuldner wurden, ist zu verzeichnen. Anders war die Lage der Bürger und Bauern, die die sächsische Wirtschaft durch Gewerbeansiedlung befruchteten und brachliegende Zweige neu errichteten. Städte wurden von ihnen errichtet, und in ihren Zentren erinnern noch heute Straßennamen und Benennung von Stadt- und Ortsteilen an die Exulanten. War für die nach Zittau gekommenen Exulanten die sogenannte »böhmische Vorstadt« zu ihrer wesentlichen Wohnstätte geworden, so hatte es beispielsweise in der Oberlausitz noch drei weitere Ortsgründungen durch die Exulanten gegeben. Der Ortsteil Schönbrunn von Großhennersdorf entstand als Niederlassung böhmischer Exulanten, deren schon 1624 und 1625 von der Grundherrin Henriette Sophie von Gersdorf auf Großhennersdorf dorthin aufgenommen wurde. Neusalza wurde gegründet durch Exulanten aus Böhmen, Mähren und Ungarn auf Gelände, das ihnen Christoph Friedrich von Salza auf Nieder-Spremberg zur Verfügung stellte. Am 12. Juni 1670 wurde der Ort zur Stadt erhoben und erhielt 1679 eine eigene Kirche. Da die meisten Ansiedler Tschechen waren, wurde dort bis zum Jahre 1736 tschechisch gepredigt; der erste Prediger war Stephan Pilarek, gebürtig aus Oczoma bei Neusohl in Ungarn.



In Sachsen war Pirna in den Jahren 1623 bis 1634 der hauptsächlichste Zufluchtsort der Exulanten aus Westböhmen, vor allem solcher, die hofften, bei Änderung der Lage wieder nach Böhmen zurückkehren zu können; 1634 war die Zahl bereits auf rund 2500 angewachsen. 1628 erhielten die dortigen Exulanten die landesherrliche Bewilligung, in ihrer Muttersprache Gottesdienst zu halten. Es wurde ihnen dazu die in der Vorstadt gelegene Nikolaikirche eingeräumt, und als Prediger wurde vom Oberkonsistorium der Magister Samuel Martini bestätigt.

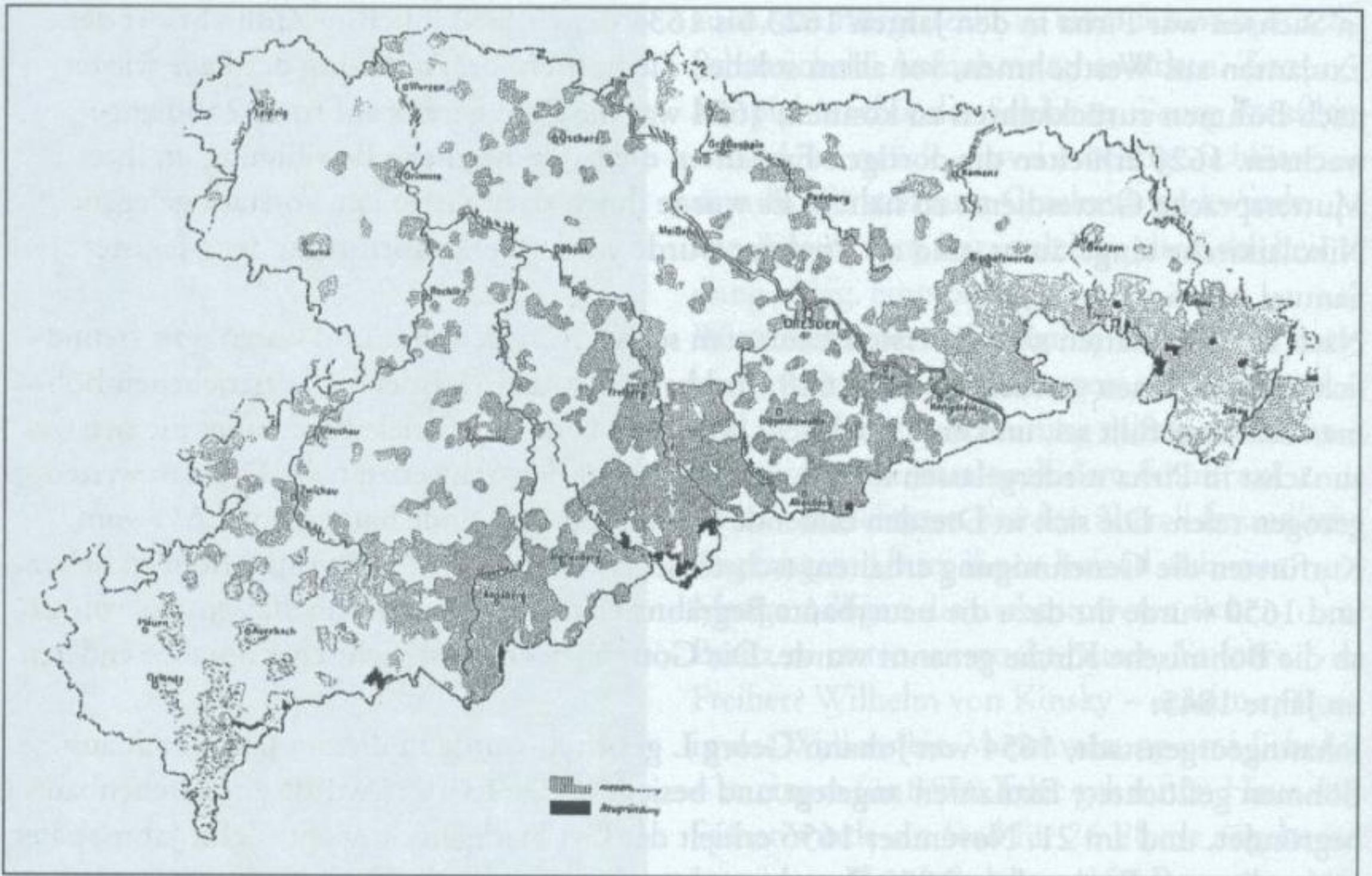
Nach Dresden hatten sich die ersten Exulanten schon 1622 gewandt und waren dort freundlich aufgenommen worden. Bereits 1628 wird berichtet, daß Dresden von vertriebenen Böhmen sehr angefüllt sei, und eine Nachricht von 1639 besagt, daß viele Exulanten, die sich zunächst in Pirna niedergelassen hatten, aus Furcht vor den Schweden nach Dresden weitergezogen seien. Die sich in Dresden bildende böhmische Gemeinde hatte schon 1639 vom Kurfürsten die Genehmigung erhalten, tschechischen Gottesdienst in Privathäusern zu halten, und 1650 wurde ihr dazu die neuerbaute Begräbniskirche St. Johannis überlassen, die von da ab die Böhmisches Kirche genannt wurde. Die Gottesdienste in tschechischer Sprache endeten im Jahre 1845.

Johanngeorgenstadt, 1654 von Johann Georg I. gestiftet, wurde in diesem Jahr durch aus Böhmen geflüchtete Exulanten angelegt und besiedelt. Bereits 1655 wurde ein Kirchenbau begründet, und am 21. November 1656 erhielt der Ort Stadtgerechtigkeit. Zehn Jahre später zählte die neue Stadt schon 2000 Bewohner, zumeist deutschstämmiger Herkunft, so daß dort der Wunsch nach Gottesdienst in tschechischer Sprache nicht laut wurde. Auch die Erzgebirgsstädte Annaberg, Freiberg, Schneeberg, Zwickau und Eibenstock waren Ziele der aus Böhmen Geflüchteten, ohne daß es aber zur Bildung eigener böhmischer Gemeinden mit tschechischen Predigern kam. Allein in der Herrschaft Purschenstein wurden folgende Ortschaften zu »erzgebirgischen Exulantendörfern«: Deutsch-Catharinenberg, Deutsch-Neudorf, Deutsch-Einsiedel, Oberseiffenbach, Heidelberg, Heidelbach, Niederseiffenbach, Rauschenbach und Neuwernsdorf.

In Dresden erinnert heute noch die Böhmisches Straße an die Exulanten. 1736 ließ sich hier als erster Siedler der Gärtner Batholomäus Pablik aus Böhmen nieder. Das Areal war damals noch öde und unbebaut und wurde daher im Volksmund »auf dem Sande« genannt. Nachdem er Haus erbaut und Gärtnerei errichtet hatte, wurde ihm kurfürstliche Hilfe durch Erteilung des Bierschankprivilegs zuteil. Weitere Gärtner der böhmischen Gemeinde folgten seinem Beispiel. Diese Nachkommen von Exulanten legten den Grundstein für die Entwicklung der Vorstadt, der heutigen Neustadt, die erstmals 1783 in Gassen eingeteilt und mit Benennungen versehen wurde.

Im Laufe der Kriegsjahre nahm die Zahl der zur Exulation Gezwungenen stark zu. Im Verhältnis dazu sank die Anteilnahme in der sächsischen Bevölkerung, die nach 1630 zunehmend in den Strudel der kriegerischen Ereignisse hineingezogen wurde. Die Zünfte beschwerten sich und klagten über den wachsenden Druck der neuen Konkurrenz. Stadträte beklagten sich – wie das Beispiel Pirna zeigt – über die zunehmende Übersiedlung der Vorstädte und der Innenstädte durch Exulanten, warnten vor Hunger, Seuchen, Preissteigerungen bei





Niederlassung böhmischer Exulanten in Sachsen (nach A. Bergmann)

Wohnraum und Lebensmitteln. Aber auch die Probleme der Exulanten sind uns bekannt, wie unzureichende Unterstützung auf geistigem Gebiet – dem eigentlichen Auswanderungsgrund –, Verständigungsprobleme und andere.

Alle Bemühungen der Prager Regierung, die Flucht so vieler Einwohner, wodurch das wirtschaftliche Leben schwer geschädigt wurde, zu verhindern und die Entwichenen unter mancherlei Versprechungen zurückzuholen, blieben erfolglos. Im Jahre 1632 unternahm Johann Georg I. – der den Ausgewiesenen von Anfang an wohlgesonnen war – den Versuch, bei den Exulanten eine Krieganleihe zu nehmen. Allein der Anleiheversuch schlug fehl. Die Kommission, die mit der Durchführung in Dresden betraut worden war, berichtete, nachdem 305 Personen aus der Stadt und 80 aus den Vororten vernommen worden waren, folgendes: Die Exulanten seien für die Aufnahme sehr dankbar, führten Klage über Verschuldung und Ungewißheit der Zukunft, gaben teilweise schon eher erfolgte Darlehen oder Einlagen bei der Rentkammer an und boten teilweise Zinsstundungen an. Ähnliches hatten auch die Räte anderer Städte zu berichten.

Die böhmischen Exulanten fanden im großen Umfang in Sachsen eine neue Heimat. Im Verlaufe von Jahrzehnten vermischten sie sich mit der einheimischen Bevölkerung. Nicht zuletzt an der Unterstützung der Exulanten dürfte es gelegen haben, daß sich Sachsen nach dem Dreißigjährigen Krieg weit schneller erholen und weit eindrucksvoller wiedererstehen konnte, als dies anderen deutschen Staaten möglich gewesen war, und das, obwohl das Land besonders in Mitleidenschaft gezogen wurde.



Die eingewanderten Handwerker erwiesen sich bald als eine Triebkraft der sächsischen Wirtschaft. Mit Willenskraft und Kreativität errichteten bzw. erneuerten sie ganze Gewerbezweige. Im Erzgebirge nahmen der Bergbau, das Schmelz- und Hammerwesen einen neuen Aufschwung. Neue Anbrüche – wie in Aue – wurden getätigt, alte Zechen neu in Betrieb genommen. Der Sohn des exulierten Hammermeisters Christoph Rubner namens Gottfried übernahm die Hammerwerke Schmalzgrube und Frohnau. In Markneukirchen und Klingenthal wurde der Musikinstrumentenbau begründet. Die Tuchweberei und Glasbläserei erhielt einen großen Aufschwung. Neue Getreideflächen, Obst- und Gartenland legten die Exulanten an. Oberwiesenthal entwickelte sich zum Hauptstandort des Nadlergewerbes, das 1850 30 ansässige Meister zählte. Auch die Aktivitäten der Exulanten und deren Nachkommen auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet bedeuteten eine Befruchtung für Sachsen. Ein Nachkomme von Exulanten, Christian Weise, wurde Rektor des Zittauer Gymnasiums und ging als letzter großer Vertreter der Schulkomödie in die Literaturgeschichte ein. Christian Peschek, Nachfahre eines exulierten Bauern, wurde am Gymnasium Zittau Mathematiker und veröffentlichte Rechenbücher, die im 18. Jahrhundert weite Verbreitung erreichten. Dessen Urenkel Christian Adolf Peschek leistete einen großen Beitrag zur Exulantenhistoriographie. Auch der geistliche Einfluß ist über einen längeren Zeitraum nicht zu unterschätzen, übertrafen die Böhmen ihre Gastgeber doch bezüglich Lese- und Schreibfähigkeit und auch an Bibelkenntnis. Ihr tatkräftiger und von Toleranz geprägter Lebensmut führte nicht zuletzt zur Auflockerung des starren Konfessionalismus in Sachsen.

#### Literaturauswahl

- H. Langer, Hortus bellicus. Eine Kulturgeschichte des Dreißigjährigen Krieges, Leipzig 1980;
- C. V. Wedgwood, Der Dreißigjährige Krieg, München 1990;
- M. Steinmetz, Deutschland 1476–1648, Berlin 1967;
- H. Duchhardt, Das Zeitalter des Absolutismus, München 1989;
- M. Heckel, Deutschland im konfessionellen Zeitalter, Göttingen 1984;
- Ch. A. Peschek, Die Auswanderung glaubenstreuer Protestanten aus Böhmen nach Sachsen im 17. Jahrhundert, Löbau 1856;
- R. Andel, Nordböhmen im Dreißigjährigen Krieg. In: Sächsische Heimatblätter, H. 6, 1986;
- V. Ruhland, Der Dreißigjährige Krieg und Kursachsen. Ebenda. H. 6, 1994;
- A. Dietrich, Erzgebirgische Exulantendörfer. Obersächsische Heimatstudien, H. 4, Crimmitschau 1927;
- T. Schulze, Die kursächsische Politik und der böhmische Aufstand 1619–1620, Diss., Leipzig–Borna 1904;
- A. Tittel, Die Verfolgung der Evangelischen in Platten und Gründung von Johannegeorgenstadt. In: Unsere Heimat, H. 3, 1903–1904;
- D. Walz, Der Tod kam als Sachsengänger. Historische Schlachtfelder des Dreißigjährigen Krieges im Leipziger Land, Leipzig 1994;
- F. Aster, Die Aufnahme der böhmischen Exulanten in Dresden. In: Dresdner Geschichtsblätter I, 1895;
- G. Loesche, Die böhmischen Exulanten in Sachsen, Wien/Leipzig 1923;
- R. Schmertosch von Riesenthal, Die böhmischen Exulanten unter der kursächsischen Regierung in Dresden 1622. In: Neues Archiv für Sächsische Geschichte, Bd. XXII, Dresden 1891;
- S. Sieber, Exulanten im Erzgebirge. In: Glückauf, Bd. 1 und 2, Frankfurt/M. 1962.



Zdeňka Pilková

## Böhmische Musiker am Dresdner Hof zwischen 1710 und 1845

Das Wirken der böhmischen Musiker im 18. und 19. Jahrhundert im Ausland ist ein scheinbar schon gründlich erforschtes Phänomen, allgemein bekannt und anerkannt. Die musikwissenschaftlichen Reflexionen haben jedoch große Lücken. Bisher schenkte man manchem berühmten Komponisten Aufmerksamkeit, jedoch nicht allen, die es verdient hätten. Ebenso wurde im gewissen Maße der Anteil der böhmischen Musiker am Musikleben mancher Kulturzentren untersucht. Es gibt z. B. Studien über ihr Wirken in Wien, München, Esterhaza, Berlin und in den süddeutschen Kapellen. Viele andere Zentren gilt es unter diesem Gesichtspunkt noch zu untersuchen. Dazu gehören so wichtige Metropolen des Musiklebens wie Paris, London und Dresden.

Im folgenden sollen einige neue Erkenntnisse zum Wirken böhmischer Musiker am sächsischen Hof zu Dresden in der Zeitspanne 1710–1845 vorgestellt werden.<sup>1)</sup> Dieses Zentrum ist aus der Sicht des Musiklebens der böhmischen Länder besonders interessant. Dresden und Wien stellten für Böhmen, Mähren und Schlesien die zwei wichtigsten Musikzentren dar. In den Jahren 1697–1763 war Dresden nicht nur kurfürstliche, sondern auch königliche Residenz mit entsprechenden Bedingungen für die Musikpflege. Besonders anziehend wirkte diese Stadt auf das mittel- und nordböhmische Gebiet, das Dresden geographisch viel näher lag als Wien. Obendrein spielten konfessionelle Gründe eine Rolle: Im Unterschied zu den anderen Residenzen Nord- und Mitteldeutschlands war seit dem Jahre 1697 ein Teil des Hofstaates in Dresden katholisch – Voraussetzung für die Verbindung mit der katholisch orientierten Musikpraxis der böhmischen Länder. Auf diese Weise wurde Dresden durch seine Unterschiede in der Struktur des Musiklebens und im kompositorischen Stil für die sonst überwiegend auf Italien, Wien und Süddeutschland orientierten böhmischen Länder zu einem gesunden Gegengewicht.

Das Musikleben in Böhmen und Dresden manifestierte sich besonders auf drei Gebieten: Vor allem war es der Anteil der Vokalistinnen aus den böhmischen Ländern, die als Sängerinnen im Chor der katholischen Dresdner Hofkirche wirkten. Als im Jahre 1697 Friedrich August I. aus diplomatischen Gründen zum Katholizismus konvertierte, mußte er allmählich eine entsprechende katholische Liturgie in Dresden sichern. Damit wurden Jesuiten beauftragt, die zur böhmischen Ordensprovinz gehörten. Der erste Pater Superior, Georg Klein, kam im Jahre 1710 aus Prag.<sup>2)</sup> Mit der Zusammenstellung eines katholischen Knabenchors wurde im Jahre 1708 Pater Elias Broggio aus Litoměřice (Leitmeritz) beauftragt. Nach erhaltenen Dokumenten



holte er die ersten Mitglieder dafür ebenfalls aus den böhmischen Ländern.<sup>3)</sup> Im Laufe des 18. Jahrhunderts wirkten im Chor der Hofkirche weitere Kapellknaben aus Böhmen, z. B. František Benda in den Jahren 1720–1722. Namenverzeichnisse der Kapellknaben sind in den jesuitischen Archiven nicht erhalten. Daher sind nur diejenigen näher bekannt, die in späteren Jahren als Instrumentalisten oder Sänger Mitglieder der großen Hofkapelle wurden, z. B. Franz Löbel aus Libouchec (Königswald), Anton Dreyssig aus Horní Litvínov (Oberlautensdorf), Johann Miksch aus Jiřetín (Georgental).

Ein weiteres Berührungsgebiet war die Verknüpfung des Dresdner und Prager Opernbetriebes in den Jahren 1765–1771, als der Impresario Giuseppe Bustelli die italienische Oper in Prag und am Dresdner Hof leitete; im gewissen Maße mit ähnlichem Repertoire und mit denselben Sängern. Dieses Kapitel ist ein Komplex für sich, der hier nicht behandelt werden soll.

Der dritte Verbindungsweig war der bemerkenswerte Anteil von böhmischen Musikern am Dresdner Musikleben. Sie kamen zu einzelnen Gelegenheiten in die Stadt und an den sächsischen Hof und versuchten, eine ständige Beschäftigung in Dresdner Adelsfamilien zu finden. Am meisten zog sie natürlich die Hofkapelle an.

Die Anziehungskraft von Dresden belegt verbis expressis auch ein Zeitdokument, nämlich der bekannte Artikel »Über den Zustand der Musik in Böhmen« im ersten Jahrgang der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung<sup>4)</sup>: »Der unvergleichliche, nie wiederkommende Zustand der Musik in Dresden in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts trug sehr viel zu feiner musikalischer Kultur in Böhmen bey; denn es gehörte damals nicht nur zum Wohlstande, daß die besten böhmischen Künstler nach Dresden reisten, und eine Zeitlang dort verweilten, sondern ihr eigener Vortheil trieb sie dahin, indem die wirklich sich Auszeichnenden ansehnliche Belohnung erwartete.«

Mein Beitrag befaßt sich mit den Musikern, die in der Zeitspanne 1710–1845 eine ständige Anstellung an der Dresdner Hofkapelle erwarben. Es werden ihre soziale Lage, gesellschaftliche Eingliederung sowie ihre professionelle Entfaltung behandelt.

Ihr Wirken in Dresden erschien damals als etwas vollkommen Selbstverständliches. Einerseits waren böhmische Musiker an vielen kleineren und größeren ausländischen Residenzen angestellt, andererseits war die sächsische Hofkapelle selbst ein internationales Ensemble, mit einem Anteil von Franzosen, Italienern, Musikern aus Polen und Schlesien.

Nach heutigem Stand meiner Forschung wirkten in den Jahren 1710–1845 in der »Capell- und Cammer Musique« des sächsischen Hofes sechzehn böhmische Musiker. Bei sechs anderen ist es wahrscheinlich, daß sie ebenfalls aus Böhmen oder Mähren stammten, es fehlt jedoch einstweilen ein Beleg. Diese Zahl umfaßt nur in der Dresdner Hofkapelle wirkende Musiker, nicht die aus der polnischen Kapelle. Weil die Nationalität damals keine Rolle spielte, bestand der schwierigste Teil der Forschung in der Bestimmung der Herkunft der einzelnen Musiker. Nur ausnahmsweise boten direkte Angaben in den Akten der Hofkapelle oder der Name selbst einen Anhaltspunkt. Eine gewisse Hilfe bedeuteten die eigenhändigen Unterschriften, die in manchen Fällen auf verschiedenen höfischen Akten mit lateinischer Schrift versehen waren. Mit der lateinischen Schrift unterzeichneten aber außer den leicht identifizierbaren Franzosen und Italiener auch Musiker aus der Lausitz, Polen und Schlesien. In manchen Fällen halfen



die Angaben in den Matrikeln der katholischen Hofkirche in Dresden. Manchmal bleibt jedoch die Herkunft weiterhin strittig, besonders bei Musikern mit deutschem Namen, die häufig im südlichen Teil von Sachsen sowie in Nordböhmen vorkamen (z. B. Götzl, Hantke, Zincke, Uhlig u. ä.).<sup>5)</sup>

Vom soziologischen Gesichtspunkt her ist interessant, daß die Mehrzahl der böhmischen Musiker in jungen Jahren in die Kapelle kam und dort bis zu ihrem Lebensende verblieb. Dies an sich ist schon ein Beleg des Vorteilhaften dieser Anstellung. Deshalb sind die Angaben über die Antrittsalter und die Dienstjahre sehr interessant. Der Kontrabassist und Komponist Jan Dismas Zelenka mit seinen 35 Dienstjahren und Antrittsalter einunddreißig ist keine Ausnahme: der Violoncellist Johann Eisert – 40 Dienstjahre (Antritt als Zwanzigjähriger), der Waldhornist Karel Houdek – 55 Dienstjahre (Antritt als Sechszwanzigjähriger), der Sänger Johann Miksch – 62 Dienstjahre (Antritt als Sechzehnjähriger). Musiker, die die Kapelle verließen und woandershin gingen, bilden eine Ausnahme. Auch die indirekten Angaben über die soziale Lage der Hofmusiker sind interessant. Aus den Akten geht einerseits hervor, daß die Gehälter für das Ernähren einer zahlreichen Familie nicht ausreichten. Viele Musiker gerieten in Schulden und finanzielle Schwierigkeiten. Andererseits garantierte jedoch offensichtlich die Existenz eines sächsischen Hofmusikers ein wesentlich höheres Niveau, als es der durchschnittliche Lebensstandard der Musiker in den böhmischen Ländern war. Es wirkten sicher auch weitere Umstände mit, vor allem gute Möglichkeiten von Nebenverdiensten. Der Hauptgrund war offensichtlich die damals ungewöhnliche soziale Sicherheit, die darin bestand, daß die Kapellmitglieder im späten Alter nicht entlassen wurden und bis zu ihrem Tode ihr normales Gehalt empfangen. Für die, die nicht mehr ihren Dienst ausüben konnten, sprangen sogenannte Supernumerarii ein.

Damit hängt auch eine weitere interessante Erscheinung zusammen. Eine Reihe von böhmischen Musikern bildete ihre Söhne zu ihren Nachfolgern aus, die auf demselben Instrument spielten. Diese wurden nach kürzerem oder längerem unbezahltem Wirken regelmäßig ebenfalls Mitglieder der Hofkapelle (z. B. Nerudas Söhne, Zyka junior, Schuster junior, Hampel junior).

Ihre Musikausbildung erhielten die böhmischen Musiker entweder in den böhmischen Ländern (z. B. Zelenka, Houdek, Neruda) oder in Dresden als Kapellknaben (z. B. Schuster, Miksch, Dreyßig). Die meisten böhmischen Musiker traten in Dresden erst nach einer kürzeren oder längeren vorherigen Praxis an. Der Violinist Jan Jiří Neruda spielte zuerst in dem Orchester des Prager Theaters, und seit dem Jahre 1741 war er in Dresden Musiker bei Friedrich August Graf Rutowski. Der Hornist Karel Houdek wirkte zu Beginn seiner Laufbahn in der Kapelle des Grafen Leopold Kinsky und des Fürsten Johann Adam Auersperg, der Violinist Joseph Schubert spielte in der markgräflichen Kapelle in Schwedt usw.

Niemand von den böhmischen Musikern gelangte jedoch zu einer bedeutenden Stellung, wurde Kapell- oder Konzertmeister. Die höchste Stellung in der Hierarchie der sächsischen Hofkapelle erreichte Jan Dismas Zelenka, und auch dieser war damit nicht zufrieden. Sehen wir jedoch von diesen führenden Stellungen ab, erreichten manche böhmische Instrumentalisten in der Kapelle eine gute Position. Sie spielten an den ersten Pulten oder wurden geschätzte Konzertisten (z. B. Houdek, Hampel, Zyka).



Hinsichtlich der von ihnen vertretenen Instrumente verteilen sich die böhmischen Musiker folgendermaßen: von der Gesamtzahl von 22 Kapellmitgliedern waren 6 Hornisten, 6 Violinisten, 1 Bratschist, 3 Violoncellisten, 1 Kontrabassist, 1 Organist und 4 Sänger. Wie ersichtlich, waren die Bläser allein durch Hornisten vertreten. Dafür ist aber ihr Ruhm evident. Häufig und gut bestätigten sich außer den Sängern auch Streichinstrumentenspieler, vor allem Violinisten und Violoncellisten.

Ebenso wie ihre Kollegen von anderen Nationalitäten verschafften sich auch böhmische Musiker durch pädagogische Tätigkeit einen Nebenerwerb. Besonders die Hornisten Hampel und Houdek hatten viele Schüler aus den böhmischen Ländern.

Nur eine kleine Zahl von böhmischen Musikern, die in der sächsischen Kapelle wirkten, betätigten sich kompositorisch: von zweiundzwanzig fünf. Von diesen war Jan Dismas Zelenka (1679–1745) der weitaus bedeutendste. Seiner Tätigkeit seien folgende Zeilen gewidmet.

Jan Dismas Zelenka kam nach Dresden als Einunddreißigjähriger, nach dem Studium bei Prager Jesuiten und nach dem Wirken in der Kapelle des Grafen Hartigs in Prag. 1711 wurde er Kontrabassist der Dresdner Hofkapelle. 1712–1719 weilte er in Wien und Italien, teilweise als Schüler von J.J. Fux. Seit 1719 bis zu seinem Tode lebte er ununterbrochen in Dresden, zuerst als Kontrabassist der sächsischen Hofkapelle, dann seit 1735 als Kirchenkomponist.

Der Komposition widmete er sich aber schon viele Jahre zuvor, wobei der überwiegende Teil seines Schaffens kirchliche Werke waren (Messen, Oratorien, Litaneien u. a.). Seine Kompositionen, mit großer kontrapunktischer Meisterschaft geschrieben, wurden von J.S. Bach und G.Ph. Telemann bewundert.

Eine interessante Frage am Schluß: Überwogen bei den böhmischen Musikern Tendenzen, im Rahmen des sächsischen Hofes eine gewisse Enklave zu bilden, oder war im Gegenteil das Streben nach vollkommener Integration stärker? Es ist bekannt, daß am sächsischen Hofe eine gewisse Zeitlang eine solche Enklave französische und auch italienische Musiker bildeten. Akten der sächsischen Hofkapelle sprechen eindeutig von ungemein großen Bestrebungen nach vollkommener Eingliederung. Wenn ein Musiker ausnahmsweise in den Anstellungsgesuchen seine böhmische Abstammung erwähnte (»Königreich Böhme«), so offensichtlich deshalb, weil sie zu jener Zeit eine Empfehlung bedeutete. Ein zweiter Quellenbereich, die Matrikeln der Katholischen Hofkirche in Dresden, sprechen im Gegenteil von starken Tendenzen, eine Gemeinschaft von böhmischen Musikern zu gestalten. Viele, die als ledige Männer kamen, heirateten in Dresden Mädchen, die entweder selbst aus böhmischen Ländern oder aus einer in Dresden ansässigen böhmischen Familie stammten. Als Trau- und Taufzeugen sowie als Taufpaten wählten sie ebenfalls häufig Landsleute aus dem Kreis ihrer Orchesterkollegen.

Die Dresdner Matrikeln bringen in diesem Sinne auch bisher unbekannte Angaben über Jan Dismas Zelenka. Tradierte Ansichten über seine Verbitterung und Vereinsamung am Dresdner Hof bestätigen die Matrikeln nicht völlig. Es gelang mir, eine Eintragung zu finden, in der Zelenka zusammen mit Pisendel als Zeuge bei der Trauung des Violinisten der Hofkapelle (vielleicht) böhmischer Herkunft Augustin Uhlick am 14. 6. 1734 angeführt wird.<sup>6)</sup> Die Matrikeln relativieren den bisherigen Mythos von Zelenkas Vereinsamung noch auf andere



Weise. Als Zeugin bei der Trauung des Anton Ferdinand Weirauh aus Schlesien und der Maria Catharina Hermann aus Prag (»Boema Pravensis«) am 24.6.1733 wird »Anna Barbara Zelenkin« angeführt.<sup>7)</sup> Da über Zelenkas Heirat nichts bekannt ist, handelte es sich vielleicht um eine seiner Schwestern oder um eine andere Verwandte, die ihm wahrscheinlich in Dresden eine gewisse Zeit den Haushalt führte. Es bleibt hier jedoch ein Fragezeichen. In den Taufmatrikeln von Louňovice, Zelenkas Geburtsort, fand ich unter Zelenkas fünf Schwestern keine dieses Namens.<sup>8)</sup>

Aber auch zum Land ihrer Herkunft unterhielten die böhmischen Musiker vielfältige Beziehungen; zu ihren Geburtsorten, zu ihren Familien sowie zu ihren adligen Gönnern.

Abschließend läßt sich sagen: Der Dresdner Hof gewährte böhmischen Musikern Bedingungen für ihre Entfaltung, die ihnen böhmische Länder ohne eine kaiserliche oder königliche Residenz nicht bieten konnten. Und umgekehrt: böhmische Musiker trugen als Instrumentalisten und Sänger zum ausgezeichneten Niveau der sächsischen Hofkapelle bei und als Komponisten zur typischen Durchdringung von verschiedensten ethnischen Elementen im sächsischen Kompositionsumkreis.

#### Anmerkungen

- 1) Zu diesem Thema bereitet die Autorin eine umfangreiche Studie für die Editionsreihe der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden vor.
- 2) Siegfried Seifert: Niedergang und Wiedergeburt der katholischen Kirche in Sachsen 1517–1773. Leipzig 1965, S. 147
- 3) Otto Schmidt: Die Kirchenmusik in der katholischen Hofkirche zu Dresden. Dresden 1921, S. 6. Mit der Problematik der Dresdner Kapellknaben befaßte sich Wolfgang Horn in seiner Arbeit »Die Dresdner Hofkirchenmusik 1720–1745«. Studien zu ihren Voraussetzungen und ihrem Repertoire. Kassel 1987, S. 37–40
- 4) Allgemeine musikalische Zeitung I. Leipzig 1799 bis 1800, Sp. 540
- 5) Das Aktenmaterial, dessen sich diese Forschungen bedienen, befindet sich meistens im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden. Die Akten der Hofkapelle für die erforschte Zeitspanne sind dort fast vollständig erhalten. Sehr wertvolle Angaben boten die Tauf-, Trau- und Totenmatrikel der katholischen Kirche in Dresden an, die jetzt im Dompfarramt Dresden aufbewahrt werden.
- 6) Matrikeln der Katholischen Hofkirche. Matrikula matrimoniorum 1709–1777
- 7) Ebenda
- 8) Staatliches Gebietsarchiv Prag (Státní oblastní archiv Praha), Matrikeln Louňovice, M 25–9/1 und M 25–9/2



Winfried Werner

## Ludwig Richter – ein sächsischer Künstler in Böhmen

Die künstlerische Erschließung Böhmens von Sachsen aus begann bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als Johann Alexander Thiele (1685–1752) böhmische Ansichten gestaltete. Thiele, den Paul Ferdinand Schmidt mit Recht den ersten Prospektmaler nennt<sup>1)</sup>, wurde im Jahre 1726 nach Dresden berufen. Als Kind seiner Zeit ist er ein typischer Vertreter des barocken Naturalismus. Seine Auffassung und Gestaltungsweise wurden in mancher Hinsicht wegweisend für die spätere realistische Landschaftsdarstellung. Auch hatte er maßgeblichen Anteil daran, daß sich die landschaftliche Radierung von der Mitte des 18. Jahrhunderts an allmählich zum Hauptzweig der gesamten Graphik entwickelte.

Die Kunst der Landschaftszeichnung und -radierung wurde in Dresden von Adrian Zingg (1734–1816) fortgeführt und zu außerordentlich hoher Blüte gebracht. Die besondere Naturverbundenheit dieses aus der Schweiz stammenden Künstlers fand in der Schönheit der näheren und weiteren Umgebung Dresdens stets neue Nahrung. Dazu gesellte sich eine ausgesprochene Freude an der Entdeckung immer neuer, darstellungswürdiger Motive, die wiederum Zinggs Wandertrieb stärkte. In der Konsequenz zog es auch ihn über die sächsischen Grenzen hinaus, und als er »den Engpaß der Elbe bei Niedergrund durchwandert und sich vor ihm angesichts des Tetschener Schlosses die Schönheiten des Böhmisches Mittelgebirges offenbarten«, da hatte er »wieder eine neue Welt für seinen Zeichenstift gefunden.«<sup>2)</sup> Es ist bezeichnend für ihn, daß er nicht nur, wie damals allgemein üblich, über den Erzgebirgskamm (Nollendorfer Paß) nach Böhmen gelangte, sondern ebenso den Weg durch das Elbsandsteingebirge nahm. Er ließ sich weder durch die Sprachengrenze noch durch die relativ großen Entfernungen oder andere Widrigkeiten abschrecken und dehnte seine Streifzüge bis tief ins Landesinnere aus. Vom Tollenstein im Osten bis nach Eger im Westen erwanderte er so manchen Landstrich, wovon uns eine Vielzahl von Zeichnungen und Radierungen Kunde gibt.

Große Bedeutung erlangte die Bergwelt des Böhmisches Mittelgebirges schließlich auch für Caspar David Friedrich (1774–1840), dem sie für seine symbolhafte Bildsprache viele Motive bot. Die Begegnung mit den auffälligen Vulkankegeln in dieser Gegend führte bei ihm zu einer eigenständigen Bildaussage, indem er die Sinnbildlichkeit »des Berges« in Böhmen entdeckte und in der Folge den für die Romantik so wichtigen Begriff der »Erhebung« anschaulich machte. Dabei spielen fast alle markanten Berge Nordböhmens im Werk Friedrichs eine Rolle; etwa zwanzig Arbeiten des Künstlers konnten erst in jüngster Zeit von Karl-Ludwig Hoch als böhmische Motive wiedererkannt oder bestimmt werden.<sup>3)</sup>



Bereits zur zweiten Romantiker-Generation zählt Ludwig Richter (1803–1884), der als Sohn des Zingg-Schülers Carl August Richter (1770–1848) zunächst noch in der Traditionslinie des barocken Landschaftsbildes zu sehen ist. Das bezeugen seine frühen Radierungen, u. a. enthalten in der 1820 erschienenen Folge von »70 Mahlerischen An- und Aussichten der Umgegend von Dresden ...«, woran er neben dem Vater zu etwa zwei Dritteln beteiligt war. In dem Werk finden sich immerhin acht Ansichten aus den unmittelbar an Sachsen angrenzenden Gebieten Nordböhmens. Nicht nur von der Art und Weise der Ausführung, auch vom Motivischen her stehen diese Blätter stellvertretend für den gesamten Zyklus. Neben geographischen Merkwürdigkeiten des Elbsandsteingebirges (Herrnskretsch, Prebischkegel und Prebischtor) werden die Burgruine Tollenstein, das in historischer Hinsicht bedeutsame Schlachtfeld bei Kulm sowie einige Stadtansichten abgebildet. Unter den letzteren befinden sich Darstellungen von Tetschen und Teplitz sowie ein Blatt, das den Titel »Aussig und die Putzgaller Weinberge« trägt. Keine Aufnahme in das Werk fand jedoch eine ursprünglich dafür vorgesehene Ansicht des Schreckensteins bei Außig, die nur durch einen einzigen, in der Sammlung des Essener Folkwang-Museums aufbewahrten Abzug belegt ist.

Für die meisten der genannten Radierungen bestätigen Unterschriften und sogenannte Randeinfälle eindeutig die Urheberschaft Ludwig Richters. Da die für das Ansichtenwerk benötigten Vorlagen etwa 1816/18 gezeichnet wurden, unternahm er also bereits im Alter von 13 bis 15 Jahren seine ersten Wanderungen nach Böhmen. Das geschah freilich in Begleitung seines Vaters und im Auftrag des Verlegers Christoph Arnold, nach dessen Wünschen sich sowohl die Wahl der Motive als auch deren bildkünstlerische Umsetzung zum großen Teil zu richten hatte, denn ihm lagen natürlich die praktischen Gesichtspunkte der Vermarktung am Herzen. So mögen vielleicht die äußeren Zwänge, denen sich der heranwachsende Künstler damals ausgesetzt sah, ein Grund dafür sein, daß ihn das Böhmen-Erlebnis zu diesem Zeitpunkt noch nicht nachhaltig beeindrucken konnte. Vielmehr zog es ihn erst einmal nach Italien, wo er sich genügend Freiheit und schöpferische Atmosphäre erhoffte.

Nach dem von 1823 bis 1826 währenden Studienaufenthalt in Rom und Umgebung fiel es Richter zunächst nicht leicht, sich wieder zu Hause einzuleben und der hiesigen Situation etwas Nutzbringendes für sein Schaffen abzugewinnen: »Die Natur in meiner nächsten Umgebung erschien mir dagegen arm und formlos, und ich wußte nichts aus ihr zu machen.«<sup>4)</sup> Erst die vielzitierte, im September 1834 unternommene Böhmen-Reise bewirkte einen Wandel seiner Auffassung, indem sie ihm die Augen auch für die heimatische Landschaft öffnete: »Ich war überrascht von der Schönheit der Gegenden, und als ich an einem wunderschönen Morgen bei Sebusein über die Elbe fuhr und die Umgebung mich an italienische Gegenden erinnerte, tauchte zum ersten Male der Gedanke in mir auf: Warum willst du denn in weiter Ferne suchen, was du in deiner Nähe haben kannst? Lerne nur diese Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfassen, sie wird rühren, wird gefallen, wie sie dir selbst gefällt ... Bald griff ich zur Mappe und zum Skizzenbuch, und ein Motiv nach dem andern stellte sich mir dar und wurde zu Papier gebracht. Von Sebusein bis Kamaik ist eine Fülle der schönsten und großartigsten Landschaftsbilder ausgeschüttet.«<sup>5)</sup> Auf Grund der gewonnenen Erkenntnis empfand Richter jetzt wieder



das Glück, »täglich frisch aus der Quelle schöpfen zu können«<sup>6)</sup>, was ihn auch davor bewahrte, in seiner Arbeit zu stagnieren.

Wohl nicht zufällig bewirkte gerade Nordböhmen diese Veränderung. In dem milderen, lichterem und bewegteren Charakter dieser Mittelgebirgslandschaft liegt für den aus Sachsen kommenden Besucher jener Gegend – insbesondere natürlich für den Künstler – ein ganz besonderer Reiz. Das bringt bereits lange vor Richter ein Brief zum Ausdruck, in dem der Maler Carl Ludwig Kaaz (1773–1810) die hier für sich neuentdeckten Gefilde rühmt: »Die hohen Schönheiten der Natur, die mich so mächtig an sich zogen, rissen mich immer weiter fort; das nahe Böhmen mit seinen Schönheiten lag vor mir; welches Herz, das für Kunst so warm schlägt wie das meinige, kann hier widerstehen. Ich packte mein Bündelein, nahm ein Portefeuille mit Papier und reiste – nach Böhmen, zeichnete, bis ich keinen leeren Bogen mehr hatte, und ging dann über Töplitz nach Haus. Es ist eigentlich verboten, in Böhmen zu zeichnen; wo ich aber saß und arbeitete, sah mich keine lebendige Seele. O Freund, was ich da gesehen habe, ist Pinsel und Worte zu gering zu schildern ...«<sup>7)</sup> Bei Künstlern wie Carl Robert Croll (1800–1863) oder später Ernst Gustav Doerell (1832–1877) ging die Böhmen-Begeisterung sogar so weit, daß sie ihren Wohnsitz dahin verlegten.

Für Ludwig Richter brachte die Begegnung mit der böhmischen Landschaft ebenfalls neue, starke Anregungen, in deren Folge auch seine Italiensehnsucht nachließ. Dabei spielte der günstige Zeitpunkt, zu dem er jenes Erlebnis hatte, zweifellos eine wichtige Rolle. Richter befand sich in einer glücklichen Stimmung, da seine Frau soeben von schwerer Krankheit genesen war. Damit fiel eine große Sorge von ihm ab. Zudem war er durch den ursprünglich für die Sommermonate des Jahres 1834 geplanten erneuten Italienaufenthalt schon auf das südliche Reiseerlebnis eingestellt. Nun entdeckte er gar nicht weit von seinem Zuhause eine Gegend, die ihn an Italien erinnerte. Die eindrucksvolle Silhouette des Schreckensteins mit der ihn krönenden Burgruine mag nicht wenig dazu beigetragen haben. Insbesondere war der hohe Turm, durch den die Ruine ihr spezifisches Gepräge erhält, geeignet, die Erinnerung an die römische Umgebung wachzurufen, denn »solche Türme, meist allerdings auf viereckigem Grundriß, beherrschen das italienische Städtebild und finden sich auch sonst zahlreich in der Landschaft verstreut. Für die deutschen Landschaftler in Rom boten sie ein gern und häufig benutztes Mittel zur Gliederung und räumlichen Klärung ihrer Bildkompositionen. Auch Ludwig Richter hat das Motiv mehr als einmal in Anwendung gebracht.«<sup>8)</sup>

So konnte das Böhmisches Mittelgebirge jene Stelle in Richters Kunst einnehmen, die bisher die italienische Landschaft innehatte. Böhmen war für ihn aber mehr als nur Ersatz, stellte es doch eine Entdeckung dar, die den Künstler nicht bloß befriedigte und mit dem Schicksal versöhnte, sondern ihm darüber hinaus den Wert der heimatischen Natur überhaupt erschloß: »Jetzt wurde mir alles, was mich umgab, auch das Geringste, die alltäglichste Gegenwart interessanter, weil Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht alles brauchen? War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen wie Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was sich am Himmel bewegt, und was die Erde trägt?«<sup>9)</sup> Von da an wandte er sich dieser seinem Gefühl vertrauten Landschaft als Motivquelle zu: »Ich habe nun angefangen, von italienischen Banden mich abzuwenden und habe die böhmischen Dörfer





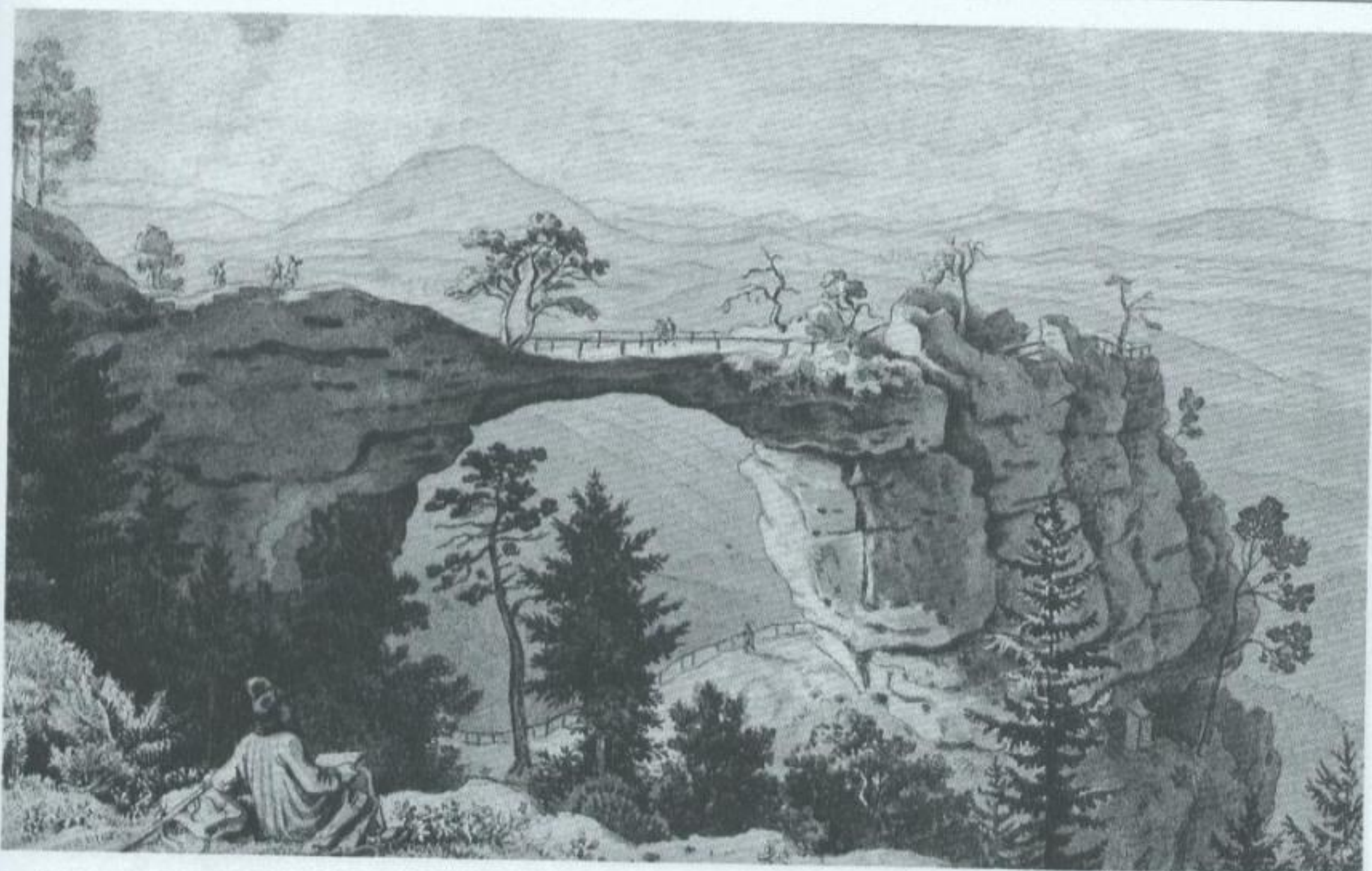
Ludwig Richter  
Aufsteigendes Gewitter  
am Schreckenstein  
Gemälde. 1835

an mein Malerherz genommen«<sup>10)</sup>, heißt es in einem Brief an Wilhelm von Kügelgen. Die »böhmischen Dörfer« waren Richter zu einem Schatz geworden, der das ganze Leben lang seine Zinsen tragen sollte. In den darauffolgenden Jahren zog es ihn denn auch immer wieder hierher, um gemeinsam mit Freunden oder Schülern zu zeichnen. Mehr als zwanzig Böhmen-Reisen lassen sich konkret belegen, wobei damit noch lange nicht alle erfaßt sind.

Die beliebtesten Wanderziele werden in den Lebenserinnerungen des Künstlers ausdrücklich benannt: »Zuweilen machte ich mit einigen Schülern kleine Ausflüge nach dem böhmischen Mittelgebirge. Das sehr malerische Bergstädtchen Graupen mit dem Wallfahrtsort Maria-schein, das damals sehr stille Außig, Sebusein und mein abgelegenes, aber höchst romantisches Kamaik waren die Lieblingsorte, wo wir gern länger weilten und Studien sammelten.«<sup>11)</sup> Die Textstelle bezieht sich auf die Zeit von Richters Tätigkeit als Zeichenlehrer an der Porzellan-Manufaktur in Meißen, und es ist anzunehmen, daß sich die genannten Böhmen-Ausflüge auf die gesamte Dauer seines dortigen Aufenthaltes (1828 bis Anfang 1836) verteilten. Dazu im Widerspruch steht die wenige Seiten zuvor getroffene Aussage, wonach er seit seiner Italienreise erstmals im September 1834 wieder nach Böhmen kam: »Ich entschloß mich also, durch das Elbtal nach dem böhmischen Mittelgebirge bei Teplitz zu gehen, wohin ich seit meiner italienischen Reise nicht wieder gekommen war.«<sup>12)</sup> Richter behielt wohl vor allem diese Wanderung in besonderer Erinnerung, da sie für ihn und sein Schaffen eine so entscheidende Bedeutung hatte. Andere, zeitlich davor liegende Ausflüge nach Böhmen, z. B. mit Schülern der Meißener Zeichenschule, könnten also durchaus stattgefunden haben<sup>13)</sup>, nur waren sie dem Künstler zum Zeitpunkt der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen nicht mehr in ausreichendem Maße bewußt.

Die im September 1834 entstandenen Zeichnungen blieben uns u.a. in zwei Skizzenbüchern erhalten. Während das eine überwiegend Figurenstudien enthält, gibt das andere 19,4 × 12 cm messende Bändchen unmittelbar Zeugnis für die einzelnen Stationen der Reise. Richter wanderte





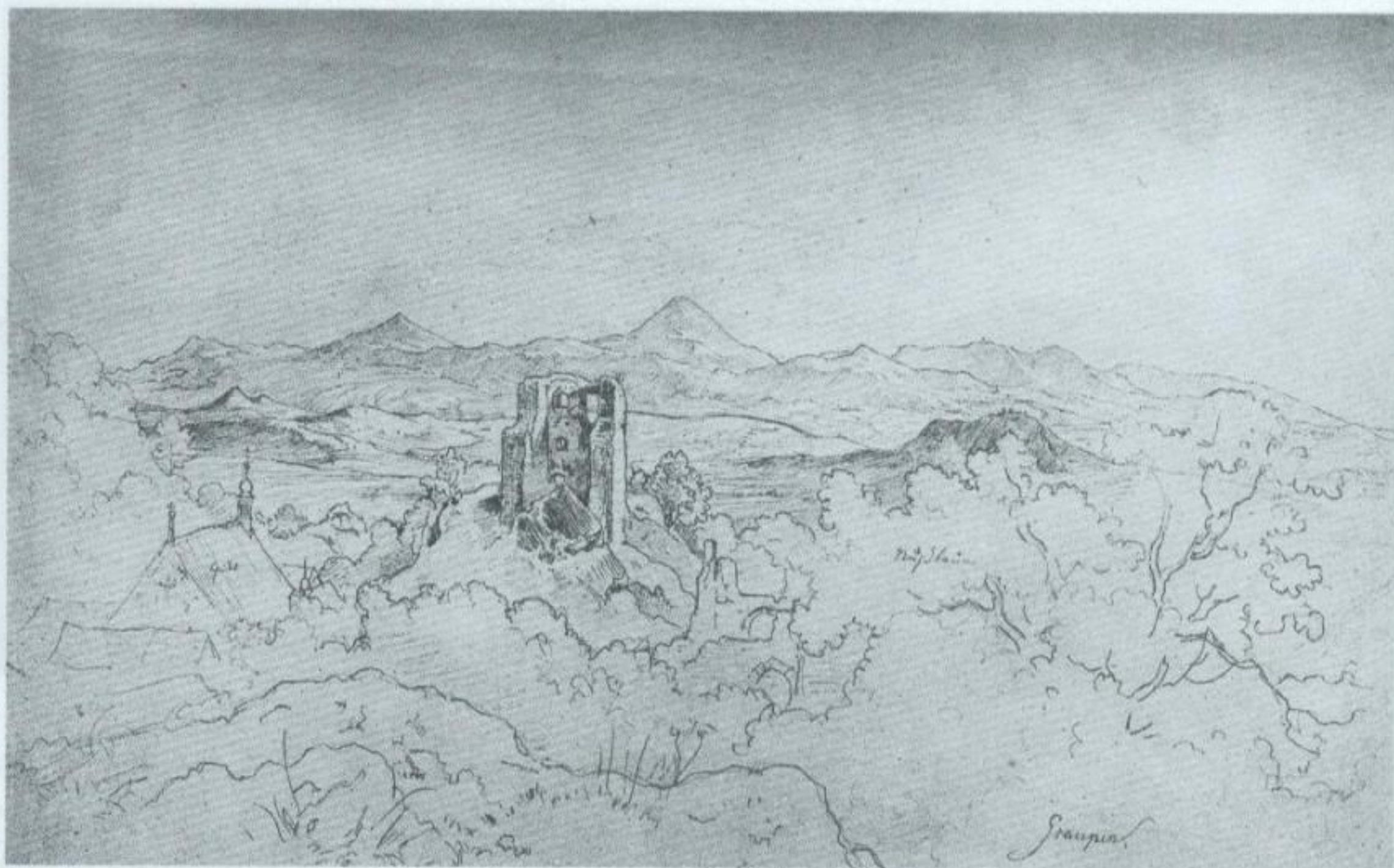
Ludwig Richter, Das Prebischtor in der Böhmischem Schweiz; Graphit und Sepia. Um 1836

demnach nicht nur zwischen Außig, Salesl und Sebusein hin und her, sondern erstieg auch die Höhen, um die bergige Flußlandschaft von den verschiedensten Standpunkten aus erfassen zu können. Das sich durch die Berge windende Elbtal und die bewegten Gebirgsformen haben ihn offenbar stark beeindruckt, wobei es ihm sichtlich nicht so sehr auf Details ankam als vielmehr auf eine Gesamtschau. Darüber hinaus wurde der Künstler immer wieder von der charakteristischen Kontur des Schreckensteiner Burgfelsens angezogen, den er mehrmals und aus ganz unterschiedlichen Entfernungen zeichnete. Die großzügige Linienführung deutet auf die rasche Arbeitsweise und erzielt in ihrer Bewegtheit eine ausgesprochene Frische und Unmittelbarkeit des Eindrucks.

Weiterhin finden sich in dem Buch einige Skizzen von Wegen, die über bewachsene Hänge hinwegführen. Jene tief eingetretenen Landpfade waren für einen Landschaftsmaler vom Schlage Ludwig Richters natürlich besonders reizvoll. Ebenso zeichnerisch festgehalten sind kleine Wasserfälle in Bachgründen, einzelne Bäume oder Landleute; aber auch Gebäude und Architekturdetails weckten das Interesse des Künstlers. Schließlich müssen noch einige Kompositionsskizzen genannt werden, die im Zusammenhang mit Plänen für Gemälde entstanden, u. a. die erste Skizze zur »Überfahrt am Schreckenstein«.

Das andere, bereits erwähnte Skizzenbuch mit Figurenstudien hat relativ geringe Ausmaße (12 × 9 cm). Neben einem »Sauhirtin von Außig« sind darin auch einige Wallfahrerinnen gezeichnet. Die Beischrift »nach Mariaschein« läßt vermuten, daß es sich hier um eine erste Anregung für das 1839 entstandene Bild »Ruhende Wallfahrer bei Mariaschein« handeln könnte.





Ludwig Richter, Graupen in Nordböhmen; Graphit. Um 1838

In den überaus reizvollen Skizzen, die nachträglich noch aquarelliert wurden, findet sich bereits die zarte, weiche Art der Modellierung, die für die Reifezeit des Künstlers typisch ist.

Mit dem »Aufsteigenden Gewitter am Schreckenstein bei Außig« von 1835 stellte Richter jene Gegend, die zu seiner Wandlung so entscheidend beigetragen hatte, erstmals auch in einem größeren Gemälde dar. Anknüpfend an das fünf Jahre zuvor entstandene »Gewitter am Monte Serone« bildet es gleichsam den Übergang von den italienischen zu den deutschen Landschaften. Es erfüllt sich nunmehr, was der Künstler schon in Italien theoretisch angestrebt hatte, daß nämlich die »Figuren die Idee der Landschaft erläutern und dem Bilde seinen eigentümlichen Gehalt geben«. <sup>14)</sup> Trotzdem haftet dem Gemälde noch etwas vom Pathos seiner italienischen Landschaften an. Erst mit der »St. Annenkirche zu Graupen« ist im Jahre 1836 die Hinwendung zur heimatlichen Umgebung endgültig vollzogen. Hier gestaltete Richter ein Idyll von lebenswürdiger Schlichtheit, das in seiner Grundstimmung bereits den späteren Holzschnittillustrationen entspricht. Das symbolträchtige Motiv des Berges, das im Schaffen Caspar David Friedrichs eine so zentrale Rolle spielt, hat in dieser spätromantisch-biedermeierlichen Kunst seine tiefere Bedeutung verloren. So wird der höchste Gipfel des Böhmisches Mittelgebirges – der Mille-schauer – auf Richters Gemälde an den Rand verwiesen, wo er zwischen zwei Baumwipfeln gerade noch zu sehen ist.

Neben dem Gemälde der »St. Annenkirche ...« entstand auch eine Reihe Zeichnungen, denen Motive aus der Gegend um Graupen und Mariaschein zugrunde liegen. Ein Blatt zeigt den Blick von Graupen über die Ruine der Rosenberg hinweg zum Böhmisches Mittelgebirge.



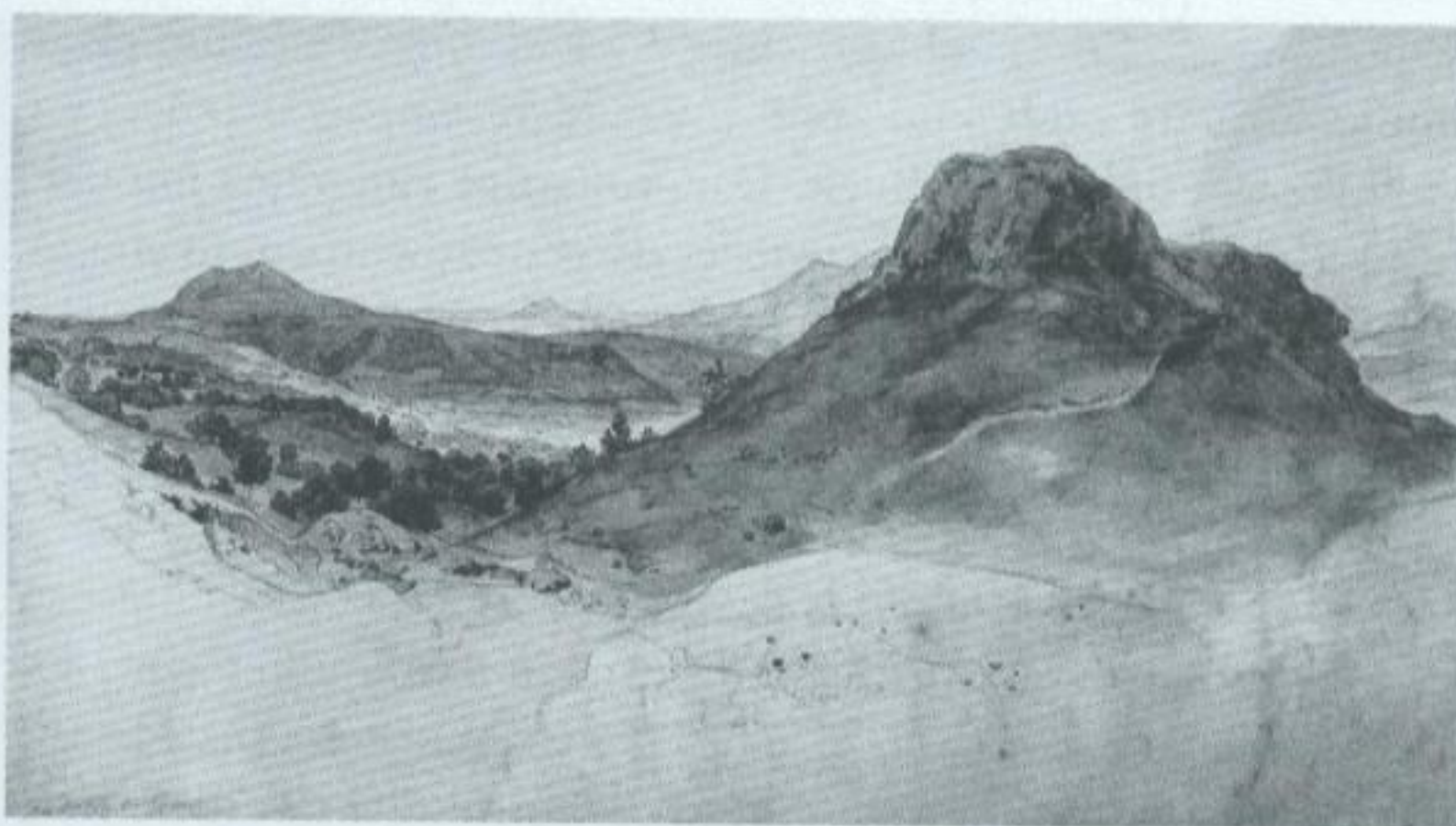
Fasziniert von dem, was sich seinen Augen darbot, schuf Richter diese in ihrer Weiträumigkeit beeindruckende Landschaftsstudie. Sie wird Ende Juni 1838 entstanden sein, als sich der Künstler zusammen mit zwei Schülern in Böhmen aufhielt. Das großartige Panorama mit der Berg-Zweiheit von Kletschen und Milleschauer ist immer wieder dargestellt worden, so von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841), der hier in einem einmaligen Beispiel der Wiedergabe malerischer Lichtphänomene zu romantischer Wirkung gelangte, oder auch Caspar David Friedrich, den es zu einem seiner wenigen heiter gestimmten und durchaus diesseitig gemeinten Landschaftsgemälde inspirierte.

1837 entstand mit der »Überfahrt am Schreckenstein« eines der Hauptwerke Richters. Entgegen der in den Lebenserinnerungen getroffenen Aussage, er habe »nur zu ein paar Figuren eine flüchtige Skizze nach der Natur«<sup>15)</sup> gezeichnet, läßt sich gerade zu diesem Bild eine Anzahl von teilweise sehr sorgfältig ausgeführten Studienblättern nachweisen. Die ausführliche Vorbereitung erklärt sich nicht zuletzt aus der Tatsache, daß sich der Künstler hier erstmals daran wagte, eine Figurengruppe zum Ausgangs- und Mittelpunkt eines Gemäldes zu machen. Abgesehen davon, bildet der Schreckenstein selbst ein zentrales Motiv in Richters Schaffen, das er in den folgenden 25 Jahren immer wieder darstellte. Eine Vielzahl von Zeichnungen zeigt die Burgruine von allen Seiten und kündigt von jenem malerischen Reiz, den sie ihrer prächtigen Lage wegen auf viele Künstler ausübte.

Für Georg Wigands Stahlstichwerk »Das mahlerische und romantische Deutschland« schuf Richter im Jahre 1838 die Vorlagen zu dem Band »Wanderungen durch das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz«, der insgesamt 30 Stahlstiche nach schlesischen und böhmischen Motiven enthält. In dem einen noch erhaltenen Skizzenbuch, das Richter damals benutzte, finden sich am Schluß tagebuchartige Notizen, die von Karl Josef Friedrich umfassend ausgewertet wurden.<sup>16)</sup> Ihm kommt auch das Verdienst zu, den Zeitpunkt der Studienreise genau bestimmt zu haben. Sie dauerte vom 3. bis 29. August 1838 und führte zunächst nach Breslau. Von dort aus ging es über das Riesengebirge hinüber ins Böhmisches bis hinunter nach Prag und anschließend wieder nach Hause. Auf Glatz und das Isergebirge verzichtete Richter, teils aus Mangel an Zeit und Geld, wohl aber auch, weil ihn die böhmische Landschaft mehr fesselte.

Außer dem vollständig erhalten gebliebenen Skizzenbuch im Dresdner Kupferstich-Kabinett, das neben den Tagebuchblättern auch Zeichnungen von Breslau, Bolkenhain, Adersbach, Prag u. a. enthält, muß Richter noch mindestens ein weiteres Buch mitgenommen haben, wohinein er die Landschaftsaufnahmen für das geplante Reisewerk über das Riesengebirge zeichnete. Als Beleg führt Karl Josef Friedrich eine ehemals in seinem Besitz befindliche Ansicht von Hirschberg an, die mit ihren Maßen von 14,5 × 22,7 cm auf die ungefähre Größe dieses zweiten Skizzenbuches schließen läßt. Drei weitere inzwischen aufgefundene Zeichnungen von Breslau, Nachod und Prag könnten – ihrer Größe entsprechend – auch jenem Buche entstammen. Erstere fand später keine Verwendung mehr, wohingegen der »Marktplatz zu Nachod« und die »Kapelle St. Procop zu Prag« in den Stahlstich übertragen wurden. Darüber hinaus erhielten sich nur wenige Blätter von dieser Reise, der insofern eine ganz besondere Bedeutung zukommt, als Richter hier das einzige Mal die damalige deutsch-tschechische Sprachgrenze überschritt. Drei Jahre später führten Richter zwei Ausflüge nach Böhmen, die er gemeinsam





Ludwig Richter  
Am Deblík bei Kamaik  
Graphit aquarelliert  
Um 1841

mit den Künstlerfreunden Ernst Ferdinand Oehme (1797–1855) und Carl Peschel (1798 bis 1879) unternahm. Kurz nach Ostern 1841 wanderten die drei über Außig, Kamaik und Lobositz bis hin zum Milleschauer; auf dem Heimweg wurde die Grenze bei Peterswald passiert. Mehrere Studien von Kamaik und Umgebung entstanden möglicherweise auf dieser Reise. Im Zentrum des einen Blattes steht der Burgberg, durch eine leichte Schraffur der Binnenflächen auch zeichnerisch hervorgehoben. Dagegen erscheint die umgebende Landschaft nur in zarten Umrißlinien – im Hintergrund links der Radobylberg, rechts die zweitürmige Hasenburg und die Ruine Kostial. Unterhalb davon ist der Flußlauf der Elbe zu erkennen.

Als ein Ergebnis der anderen Böhmen-Reise, die die drei Freunde u. a. über Bilin, Dux, Maria-schein, Graupen und Außig führte, ist Oehmes Gemälde der »Gegend bei Bilin in Böhmen« anzusehen. Der im Hintergrund dargestellte Borschen – wegen der seltsamen Form, die an einen liegenden Löwen erinnert, auch »Biliner Löwe« genannt – wurde bereits von Goethe mehrfach gezeichnet, bildete aber auch für Ludwig Richter ein beliebtes Motiv.

Die im Dresdener Kupferstich-Kabinett aufbewahrte Studie vom »Kirchberg zwischen Sebusein und Kamaik ...« ist der Beleg für eine weitere, im August 1843 unternommene Böhmen-Wanderung. Sie führte den Künstler auf dem später nach ihm benannten Weg zum Sattel zwischen Deblík und Trabitze, von wo aus er den großartigen Blick über das Elbtal hinweg zu den Vulkankegeln des Böhmisches Mittelgebirges festhielt. Noch ein zweites Mal hat Richter hier verweilt und mit der »Bergigen Landschaft« eines jener Meisterwerke geschaffen, die ihn als erst-rangigen Zeichner ausweisen. Auf demselben Weg entstand ein Blatt von beträchtlicher Größe, das den südlichen der neun selbständigen, zum Deblík-Gebirgsstock gehörenden Gipfel zeigt. In seiner Verlängerung können wir die beiden Kuppen des Lobosch erkennen. Am linken Bild-rand ist der Straschitzken zu sehen und in der Ferne die Hasenburg. Das prächtige Aquarell wurde 1932 in Dresden ausgestellt und damals mit dem Jahr 1861 datiert. Die sehr auf das Detail bedachte Zeichenweise, die der Landschaft eine hohe, eigenständige Bedeutung beimißt, verweist jedoch auf eine frühere Entstehungszeit, möglicherweise auch um 1841/43.

In den folgenden Jahren sind größere Arbeiten böhmischen Inhalts nicht mehr entstanden, doch hielt Richter der ihm lieb gewordenen Landschaft weiterhin die Treue. Wanderungen führten



ihn nach wie vor hierher; dafür bieten bezeichnete und datierte Blätter, Vermerke in den Skizzenbüchern sowie andere schriftliche Quellen genügend Anhaltspunkte. Vereinzelt kehren böhmische Motive auch in den Holzschnittillustrationen wieder, so die »Überfahrt am Schreckenstein« in der dritten Lieferung des Familien-Bilderbuchs »Beschauliches und Erbauliches« (1855) oder die Johanneskapelle bei Kamaik in der Folge »Unser tägliches Brod ...« (1866).

Im Alter zog sich der inzwischen recht bekannt gewordene Künstler gern in die Abgeschiedenheit böhmischer Natur zurück, um den Folgen dieser Popularität zumindest zeitweilig zu entgehen. 1868 verbrachte er seinen Geburtstag zusammen mit Victor Paul Mohn (1842–1911) und Albert Venus (1842–1871) in Herrnskretsch. Dazu gesellte sich noch Ludwig Friedrich (1827–1916), mit dem er am darauffolgenden Tag im Dürrkamnitzgrund zeichnete. Zwei Jahre später war Richter zum gleichen Zeitpunkt in der Gegend um Graupen und Mariaschein zu finden. Wiederum begleiteten ihn einige Schüler auf der Wanderung.

Der letzte Ausflug nach Böhmen fand um die Mitte der 1870er Jahre statt. Gemeinsam mit den Mitgliedern des Stammtisches vom Gasthof in Loschwitz besuchte Ludwig Richter die Orte Außig, Kamaik und Leitmeritz. Nach der Schilderung seines Schülers und Biographen Victor Paul Mohn hat ihm das Wiedersehen mit den vertrauten Gegenden viel Freude bereitet; auf Grund des fortgeschrittenen Augenleidens konnten aber zu diesem Zeitpunkt bereits keine Zeichnungen mehr entstehen.

#### Anmerkungen

- 1) Paul Ferdinand Schmidt: Deutsche Landschaftsmalerei von 1750–1830. München 1922, S. 13
- 2) Karl Wiedemann: Adrian Zingg. Der Künstler, seine Werke und die sächsische Landschaftskunst (unveröffentlichtes Manuskript im Kupferstich-Kabinett der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden). Dresden o. J. [1944], S. 3
- 3) Vgl. Karl-Ludwig Hoch: Caspar David Friedrich und die böhmischen Berge. Dresden 1987, S. 8f. und S. 11
- 4) Ludwig Richter: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Herausgegeben von Max Lehrs. Berlin 1922, S. 305
- 5) Richter 1922 (wie Anm. 4), S. 307f.
- 6) Richter 1922 (wie Anm. 4), S. 308
- 7) Der mit dem 16. August 1799 datierte Brief wurde von Dresden aus an einen unbekanntem Empfänger gerichtet und befindet sich heute im Goethe-Museum zu Frankfurt am Main. Das Schreiben ist vollständig abgedruckt in: Hans Geller: Carl Ludwig Kaaz. Landschaftsmaler und Freund Goethes. 1773–1810. Ein Beitrag zur Erforschung der deutschen Malerei zur Goethezeit. Berlin (West) 1961, S. 50f.
- 8) Erika Warm: Die Entwicklung der Bildkomposition bei Ludwig Richter (gedruckte Dissertation). Bleicherode am Harz 1939, S. 46f.
- 9) Richter 1922 (wie Anm. 4), S. 308
- 10) Zitiert nach Hans Joachim Neidhardt: Die Malerei der Romantik in Dresden. Leipzig 1976, S. 285
- 11) Richter 1922 (wie Anm. 4), S. 313
- 12) Richter 1922 (wie Anm. 4), S. 307
- 13) Hinweise auf eine derartige Reise finden sich im Ludwig-Richter-Skizzenbuch Nr. 19 (Dresden, Kupferstich-Kabinett). Neben der Jahreszahl 1832 werden darin u. a. die böhmischen Orte Mariaschein, Bilin und Teplitz erwähnt. Außerdem enthält das Buch eine Reihe von Zeichnungen aus der Gegend um Bilin.
- 14) Zitiert nach Hans Joachim Neidhardt: Ludwig Richter. Leipzig 1969, S. 21
- 15) Richter 1922 (wie Anm. 4), S. 308
- 16) Karl Josef Friedrich: Ludwig Richter wandert ins Riesengebirge. Zwei neu entdeckte Tagebücher Richters von 1838 und 1865. Dresden 1938



Jana Englová

## Johann Rittig – Mann der Revolution von 1848/49

Johann Rittig gehört zu den ausgeprägten Persönlichkeiten aus den Reihen der Studenten in den revolutionären Jahren 1848/49. Es war die Zeit eines schnellen politischen Reifens junger Leute, die vom Durchsetzen studentischer Rechte zur Idee eines Kampfes für die gesamtgesellschaftliche Freiheit fortgeschritten sind. Im Laufe des politischen Geschehens kam es unter den Studenten zur Radikalisierung ihrer Ansichten, und eine Reihe von ihnen identifizierte sich mit dem Programm der revolutionären Demokraten. Das gilt vor allem für Johann Rittig. Die revolutionäre Gärung des Jahres 1848 hat ihren Ausdruck auch an der Prager Universität gefunden. Am 15. März 1848 wurde bei einer stürmischen Versammlung Prager Studententums in Carolinum eine selbständige studentische Petition an den Kaiser ausgearbeitet, die auch das Recht, Studentenvereine zu gründen, beinhaltete. Daß diese Forderung in die endgültige Formulierung der Petition eingegliedert wurde, war Verdienst des später sehr bekannten deutschen Schriftstellers und Dichters aus Böhmen, Uffo Horns.

Per Ministererlaß vom 31. März 1848 wurden die studentischen Forderungen genehmigt. Im Laufe des Jahres 1848 entstanden auf dieser Basis etwa 20 Vereine, von denen einige ihre frühere halbgeheime Tätigkeit legalisierten. Vom Gesichtspunkt der Volkzugehörigkeit aus betrachtet, können wir sie in ausschließlich tschechische oder deutsche und in nationalgemischte Vereine aufgliedern. Bedeutsame tschechische Vereine waren beispielsweise Slavia, Moldavia und Českomoravské bratrstvo (Böhmisch-mährische Bruderschaft). Zu den gemischten gehörte die Liberaia, die in ihrer Satzung sagte: »Verbrüderung beider Nationalitäten unseres Vaterlandes unter Studierenden.«<sup>1)</sup> Weitere bedeutende nationalgemischte Vereine waren Praga, Hilaria, Bohemia. Als rein deutsche können wir die Vereine Fidelity, Wingolf (auch Wingolfia), Arminia, Germania und Alemannia bezeichnen. Die bedeutendste Rolle in den Reihen des deutschen Studententums spielten zwei Burschenschaften, und zwar Teutonia und Markomania. Teutonia entfaltete ihre Tätigkeit vom Frühling 1848 bis November desselben Jahres.

Johann Rittig, unter Studenten Hans genannt, war zuerst in der Teutonia organisiert. Da war er schon zwanzig Jahre alt. Er wohnte in Prag bei seinen Eltern in der Altstadt am Uhelný Trh (Kohlenmarkt) Nr. 427 gemeinsam mit den Geschwistern Adolf und Gustav. Der Vater war Goldschmied. Er gab seinen Söhnen eine gute Ausbildung. Hans besuchte zuerst die Piaristenschule, und nach dem Philosophieabsolutorium wurde er Student der Juristischen Fakultät. Schon vor 1848 arbeitete er in einem Studentenkreis, wo sich die jungen Leute literarisch bildeten und sogar eine kleine Zeitschrift herausgaben. Hans Rittig war durchschnittlich groß, er hatte ein langes schmales Gesicht ohne den bei den damaligen Studenten so beliebten verschieden



formierten Bart. Er trug langes dunkles Haar. Er war gewöhnlich in einen schwarzen Rock mit Schnüren gekleidet. Schon in der Zeit seiner Mitgliedschaft in der Teutonia bewies er sein revolutionäres Denken durch seine aktive Teilnahme an dem sog. Pfingstaufstand in Prag (12. bis 17.6.1848). Damals verteidigte er eine der bedeutendsten Barrikaden am Technik-Gebäude gemeinsam mit anderen Teutonia-Mitgliedern an der Seite der tschechischen Studenten und blieb dort drei Nächte. Berichte über seine revolutionäre Tätigkeit haben wir aber erst aus dem folgenden Studienjahr 1848/49, als er im dritten Jahrgang seines Jurastudiums war.

Im November 1848 gründete Hans Rittig gemeinsam mit Franz Wenzel einen neuen Verein – Montania. Alle Mitglieder waren mit der Regierungsform des österreichischen Kaiserreichs unzufrieden, und sie wünschten sich die Verhältnisse zu ändern. Es waren überzeugte linke Republikaner. Das brachten sie durch das Tragen eines roten Bandes zum Ausdruck. Auf Initiative von Rittig kam es Anfang Februar zum Eintritt von Montania in die Burschenschaft Markomannia. So bildete sich eine Burschenschaft mit zahlreicher Mitgliederbasis – über 40 Personen.

Die Burschenschaft Markomannia existierte seit Herbst 1848. Ihre Gründungsurkunde unterschrieben jene Männer, die später aktiv an der Vorbereitung des Mai-Aufstands 1849 teilnahmen. Einige von ihnen nahmen schon an den revolutionären Oktoberereignissen 1848 in Wien teil. Nach deren Unterdrückung gingen sie nach Prag studieren. Markomannia gehörte vom Anfang an zu den links orientierten Burschenschaften in Mitteleuropa. Nach ihrer Vereinigung mit der Montania wurde diese Orientierung gestärkt. Fast alle Mitglieder waren überzeugte Republikaner. Der Markomann Eduard Siegel-Melchthal drückte es mit folgenden Worten aus: »Da wir alle mehr oder weniger republikanisch gesinnt sind.«<sup>2)</sup>

Hans Rittig gewann in Markomannia sehr bald einen erheblichen Einfluß, und vom März 1849 wurde er ihr Vorsitzender. Er gebrauchte in Markomannia und auch unter anderen Studenten den Decknamen Brutus.

Markomannia wurde zum Zentrum der fortschrittlichen jungen Leute, über die man in den Studentenkreisen wußte, daß es Anhänger der republikanischen Ordnung sind. Der Markomann Josef Hettmer, unter dem Decknamen Hengist bekannt, erklärte: »Gewiß ist, daß wir Mitglieder der Markomannia alle roth gesinnt waren, nur einer mehr, der andere weniger.«<sup>3)</sup> So bildeten sich die Voraussetzungen für die Beteiligung der Markomannia am Prager Aufstand.

Anfang 1849 wuchs in Sachsen und in Böhmen die beidseitige Erkenntnis, daß für eine erfolgreiche Revolution eine übernationale Zusammenarbeit und die Anerkennung der Rechte auch bisher unterdrückter Nationen notwendig ist. Zu dieser Überzeugung kamen die Radikaldemokraten, die sich schrittweise mit einem eigenen Programm artikuliert haben. In Böhmen wurden zum Sprecher dieser Richtung *Obcanské noviny* (Die Bürgerzeitung), die von dem bekannten tschechischen Demokraten Emanuel Arnold herausgegeben wurde, und *Noviny Lípy Slovanské* (Die Zeitung der slawischen Linde) von Karel Sabina.

In der letztens genannten Zeitung wurde im Januar in tschechischer Übersetzung der bekannte »Aufruf an die Slaven« von Bakunin veröffentlicht. Er rief darin zur Zerschlagung Österreichs auf, zur Zusammenarbeit mit der ungarischen und deutschen Revolution, zur Bildung der Föderation gleichberechtigter Nationen mit dem gemeinsamen Ziel, eine allgemeine Föderation der europäischen Republiken zu bilden. Er war von der Notwendigkeit der Verbindung





Pražská národní stráž a šudentstvo.

Prager  
Nationalgarde  
und Studenten  
1848/49

der demokratischen Kräfte aller Länder überzeugt. Bei der Anknüpfung und Entwicklung der Zusammenarbeit zwischen den Demokraten aus Böhmen und Sachsen spielten zwei Städte eine wichtige Rolle: Leipzig und Dresden. Die erste direkte Verhandlung fand in Leipzig im Januar 1849 statt. An der theologischen Fakultät in Leipzig studierten zwei tschechische Studenten, Gustav und Adolf Straka, durch die es zur Verbindung zwischen Emanuel Arnold und Michael Bakunin kam, der sich zu der Zeit in Leipzig aufhielt. An dem gemeinsamen Treffen nahmen auch die bekannten deutschen Demokraten Adolf Hexamer und Karl Ludwig D'Ester teil. Schon hier entstand der Plan einer Koordinierung der revolutionären Aktionen in Böhmen und Sachsen als Teil einer umfangreicheren Revolution der Deutschen, Tschechen, Ungarn, Italiener, Polen und, mittels ihres revolutionären Komitees in Paris, auch der Franzosen. Vorbereitet wurde diese Zusammenkunft durch geheime Briefe von Bakunin an Arnold und durch vertraute Boten. Wir wissen, daß die Nachrichten und Instruktionen über die Gebrüder Straka liefen und einen Studierenden aus dem Konservatorium in Leipzig, Julius Heimberger, der im direkten Kontakt mit Arnold stand. Beteiligt war ebenfalls der Jurastudent Oswald Ottendorfer, der von Bakunin unter die Prager Studenten geschickt wurde. Besonders wichtige Verbindungsmänner waren der Pole Josef Akkort und später auch August Ludwig Röckel, Kapellmeister aus Dresden und naher Mitarbeiter von Richard Wagner.

Von Mitte März an wurde zum Koordinationszentrum des Aufstandes Dresden, wohin Michael Bakunin übersiedelte. Die revolutionären Demokraten Ernst Ludwig Wittig – Redakteur der Dresdner Zeitung – und August Martin, der zum Kern des Dresdner Polenkomitees gehörte, wurden zu Bakunins Hauptmitarbeitern.



Im März 1849 kam es zu einem Geheimgespräch Bakunins mit den Radikaldemokraten in Prag, wo das Programm der Revolution in Böhmen vereinbart wurde, deren Hauptziel die Zerstörung Österreichs war. Zugleich sollte sie auch Signal für das revolutionäre Aufbegehren im ganzen Mitteleuropa darstellen. Bakunin war aber mit dem Ergebnis seiner Reise angesichts einer Menge skeptischer Vorbehalte nicht sehr zufrieden. Deshalb war er froh, daß er im April 1849 in Dresden von dem jungen revolutionären Demokraten und späteren Kämpfer auf Prager Barrikaden, Josef Václav Frič besucht wurde. Dank ihm und mit Hilfe von Oswald Ottendorfer orientierte er sich dann vor allem auf das Prager Studententum. Das radikalisierte sich unter dem Einfluß der Revolutionäre aus Wien. Für die Vorbereitung des Aufstands bildeten die Studenten in Prag ein Revolutionskomitee. Mitglieder waren Josef Václav Frič, Gustav Straka, Maximilian Maux, Pavel Václav Kleinert und Jan Nedvídek.

Eine wichtige Aufgabe war die Zusammenarbeit zwischen den tschechischen und deutschen Studenten. Die entscheidende Rolle spielte die Markomannia und der tschechische Studentenverein Česko-moravské bratrstvo (Böhmisch-mährische Bruderschaft), die am 11. März 1849 von Frič gegründet wurde. Auf Bakunins Anregung hin schrieb Frič einen Aufruf an die deutschen Studentenvereine zur Zusammenarbeit. Dieser Brief von Frič fand einen großen Widerhall vor allem bei den Markomannen, die schriftlich ihre Teilnahme an dem gemeinsamen Kampf für die Freiheit versprachen.<sup>4)</sup> Hans Rittig wurde dann zu einem glühenden Vertreter der Zusammenarbeit zwischen tschechischen und deutschen Revolutionären. Als die stärkste Persönlichkeit unter den deutschen Studenten, unter denen er große Autorität besaß, wurde er in das Studentenrevolutionskomitee aufgenommen. Er nahm aktiv an den Vorbereitungen des Aufstandes teil. Im Unterschied zu anderen jungen Revolutionären benahm sich Hans vorsichtig und bemühte sich, die Konspirationsregeln einzuhalten. Über die genauen Vorbereitungen informierte er nur eine begrenzte Markomannen-Gruppe, und das nur unter vier Augen. Verständnis für ihre Bemühungen fand die Česko-moravské bratrstvo auch bei Mitgliedern anderer Vereine. Vor allem war es die Liberalia, deren Vorsitzender Wenzel Grossmann sich für den gemeinsamen Fortschritt der Deutschen und Tschechen am meisten einsetzte. An den Vorbereitungen beteiligten sich auch Mitglieder des Vereins Fidelia Praga. Aus Wingolf war es Dominik Orgelmeister, Fingal genannt. Der Aufstand war sehr detailliert vorbereitet. Eine wichtige Rolle fiel gerade der Markomannia zu, die das Gebiet um den Altstädter Ring besetzen sollte mit dem Ziel, das Waffendepot zu gewinnen und den ganzen Aufstand zu eröffnen. Von dem Vereinsgeld, aber auch aus eigenen Mitteln kauften sie Schießpulver und erzeugten Munition. Die Aufständischen rechneten damit, daß den Aufstand die polnischen, in der Emigration lebenden Offiziere leiten werden, und die Markomannen sollten sich um sie nach ihrer Ankunft kümmern. So müsse es ihnen gelingen, die Freiheit zu erkämpfen. Darin wurden sie auch durch die Kontakte mit den Republikanern in Deutschland bestärkt. Hans Rittig stand im unmittelbaren Kontakt zu Hecker, Struve und Tausenau in Sachsen. Auch ein enges Bündnis der Prager Markomannia mit der Markomannia in Leipzig spielte eine positive Rolle. Diese Zusammenarbeit bestätigte später der Leipziger Jurastudent Julius Schanz, der in Verbindung mit Gebrüdern Straka stand und auch Emanuel Arnold persönlich kannte. Er wirkte zugleich als Mittelsmann zwischen dem Zentrum der deutschen Revolutionäre in Sachsen und dem polnischen Komitee in Paris.<sup>5)</sup>



Ursprünglich sollte der Aufstand in Prag Ende Mai 1849 ausbrechen, von wo er sich nach Sachsen verbreiten sollte. Diese Konzeption von Bakunin setzte Hans Rittig auf der Sitzung der Markomannia dank seiner Autorität durch. Weil aber die Revolution früher in Dresden ausbrach, und zwar schon am 3. Mai, war es notwendig, den Prager Aufstand zu beschleunigen. Neu festgelegter Termin – 12. Mai. Deshalb berief Hans Rittig in der ersten Maiwoche eine außerordentliche Versammlung der Markomannia ein, wo in einer geheimen Abstimmung drei Vertrauensmänner gewählt wurden: Karl Horak, Mephisto genannt, Felix Kress – Posa, und Eduard Ulm – Taz. Die ausgelosten Markomannia-Mitglieder sollten Hauptleute der Truppen werden. Am nächsten Tag traf sich Rittig mit ihnen zu einer vertraulichen Beratung, an der noch Anton Flek vulgo Blum, Julius Hakenberg vulgo Schusterle, Eduard Siegel vulgo Melchthal und Karl Feyerer vulgo Cassius teilnahmen. Dort teilte er ihnen Details über die geplante Teilnahme der Markomannen an dem Aufstand mit. Am 8. Mai 1849 besuchten die Markomannen eine Sitzung von *Česko-moravské bratrstvo*. Sie wurde eine große Manifestation republikanischer Gesinnung der Studenten beider Nationalitäten. Für den 10. Mai rief Frič eine große Studentenversammlung auf der Schützeninsel unter der Losung »Verbrüderung der deutschen und der tschechischen Nationalität« zusammen. Die Einladung dorthin brachten den Markomannen persönlich zwei Delegierte von *Česko-moravské bratrstvo*. Die Versammlung kam aber nicht mehr zustande, weil ihre Vorbereitung von der Polizei entdeckt wurde. Der Polizei gelang es auch, kompromittierendes Material bei dem verhafteten Kapellmeister Röckel zu erwischen. In der Nacht vom 9. zum 10. Mai kam es zur ersten Verhaftungswelle in Prag, wo zugleich der Ausnahmezustand verhängt wurde. Der Aufstand war gescheitert, ehe er begann. Bei der Untersuchung der ersten Verhafteten wurden zur Burschenschaft Markomannia führende Spuren entdeckt. Einige Markomannen versuchten zu entfliehen, aber die meisten von ihnen wurden früher oder später aufgegriffen. Es wurden insgesamt 19 Mitglieder der Burschenschaft verhaftet. Gemeinsam mit anderen wurden sie langen und entkräftenden Verhören unterworfen. Das Urteil über die Markomannen wurde am 31. Dezember 1850 ausgesprochen. Fünf von ihnen wurden zum Tode durch den Strang verurteilt, was später in langjährigen Kerker geändert wurde. Bei neun Markomannen konnte das Todesurteil nicht ausgesprochen werden, weil sie in der Zeit der Vorbereitungen des Mai-Aufstandes noch nicht 20 Jahre alt waren. Einer der Markomannen, Eduard Ulm, starb noch vor dem Urteilsspruch. Nur einer der Angeklagten wurde freigesprochen, aber zugleich zum Militärdienst in eine Strafkompagnie eingegliedert. Die harten Urteile stießen auf große Erbitterung in breiter Öffentlichkeit.

Nur drei Flüchtlinge aus den Reihen der Markomannen waren entkommen: Karl Horak – Mephisto, Franz Wenzel – Hutten und Hans Rittig – Brutus. Am meisten fahndete die Polizei nach Rittig, aber vergeblich. Hans Rittig erlebte auf seiner Flucht viel Schlechtes, aber schließlich kam er durch und es gelang ihm, glücklich ins Ausland zu kommen. In Prag wurde er am 17. Mai 1854 zum Tode in *contumatio* verurteilt, und dieses Todesurteil wurde symbolisch durch Anschlag seines Namens an den Galgen ausgeführt.

Hans Rittig machte zuerst in Deutschland den badischen Feldzug mit, dann flüchtete er in die Schweiz, wo er Privatsekretär Karl Vogts wurde. 1851 ging er nach Amerika. Dort faßte er als Journalist mit Hilfe von Oswald Ottendorfer Fuß, der in den USA sein neues Heim fand. Am



2. November 1852 gab er die erste Nummer seiner Wochenzeitung »Der Unabhängige« in Cincinnati heraus. 1861 übernahm er die Redaktion der »Nationalzeitung« in New York und im Jahre 1871 die Redaktion der Zeitschrift »Anzeiger« in Louisville. Ab 1873 arbeitete er in der Redaktion der New Yorker Staatszeitung. Er wurde aber nicht nur als Journalist bekannt, sondern auch als Exponent fortschrittlicher Ansichten, als Kritiker und Dramaturg. Als er nach Jahren seine Heimat wieder besuchen wollte, starb er unterwegs bei der Überfahrt nach Deutschland auf dem Dampfer im Alter von 56 Jahren an einer chronischen Nierenentzündung.

Hans Rittig war ohne Zweifel eine merkwürdige Persönlichkeit. In der Revolution 1848/49 gehörte er zu den Hauptorganisatoren der internationalen Zusammenarbeit aller Demokraten. Seiner Überzeugung blieb er sein ganzes Leben treu. Er verdient, daß sein Name wegen seiner edelsinnigen Anstrengungen nicht in Vergessenheit gerät.

### Verwendete Quellen

Vojenský historický archiv / Militärhistorisches Archiv, Prag

Vojenská vysetrovací komise / Militäruntersuchungskommission 1849–1854. Im folgenden: VHA Prag-UK:

Karton 1: Nr. 9, 74, 78, 103, 153

Karton 2: Nr. 159

Karton 3: Nr. 387, 495, 558, 560, 563, 567, 578, 579

Karton 4: Nr. 611, 736, 741, 843

Karton 5: Nr. 921, 936, 961, 985

Karton 7: Nr. 1031, 1034

Karton 10: Nr. 1189, 1211

Karton 17: Consignation I.–IX.

### Anmerkungen

<sup>1)</sup> VHA Prag-UK, Karton 4, Nr. 843, Statuten der Studentenverbindung Liberalia

<sup>2)</sup> VHA Prag-UK, Karton 1, Nr. 103, Summar-Verhör-Eduard Siegel 9.6.1849

<sup>3)</sup> VHA Prag-UK, Karton 1, Nr. 103, Summar-Verhör-Joseph Hettmer 6.6.1849

<sup>4)</sup> Arnöst Klíma: Češi a Němci v revoluci 1848 bis 1849. Praha 1995, S. 395. Deutscher Text ist in Josef Pfitzner: Bakuninstudien, Prag 1932, S. 179

<sup>5)</sup> VHA Prag-UK, Karton 7, Nr. 1034/I Criminal-acte Leipzig-Unternehmungen 30.1./5.2.1850

<sup>6)</sup> VHA Prag-UK, Karton 7, Nr. 1034/II. Kriegsrechts Vortrag 4.4.1850

### Literatur (Auswahl)

Die deutsche Karl-Ferdinand-Universität in Prag unter der Regierung S. M. des Kaisers Franz Josef I. Prag 1899

Max Dobliger: Der burschenschaftliche Gedanke auf Österreichs Hochschulen vor 1859. In: Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, Bd. 8, Heidelberg 1925, S. 31–150

Wenzel Ernst: Gefängnis-Erlebnisse von Prager Studenten in den Jahren 1848–1854. Hrsg. von seiner Frau. Wien 1913

Karl Fischer: Prager Studenten und Legionäre im Jahre 1848. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. 45, Prag 1906/7, S. 556–561

Georg Heer: Geschichte der deutschen Burschenschaft, Bd. 3. Die Zeit des Progresses. Von 1833 bis 1859. Heidelberg 1929

Josef Pfitzner: Bakuninstudien. Prag 1932

Die Revolution von 1848–49 und die Sudetendeutschen. In: Archiv für Politik und Geschichte. Bd. 7, Berlin 1926, S. 430–470

Arthur Werner: Die Studenten – Legionen der Prager Universität 1648–1848. Prag 1934



Holger Starke

# Aspekte wirtschaftlicher Verbindungen zwischen Sachsen und Böhmen (um 1850 bis 1910)

Die Südgrenze des Freistaates Sachsen zur Tschechischen Republik, eine bereits seit Jahrhunderten im wesentlichen feststehende Linie, ist heute eine der längsten der sogenannten »Außengrenzen« der Europäischen Union. Unterschiedliche Zoll-, Steuer- und Preissysteme sowie ein relativ hohes Lohn- und Sozialgefälle machen sie zu einer Problemzone mit wirtschaftlichen, sozialen und Sicherheitsrisiken. Andererseits birgt die Grenzlage für beide Länder auch hervorragende Entwicklungschancen. Ein Blick auf die Wirtschaftsbeziehungen vergangener Zeiten zeigt, daß dies keineswegs völlig neuartige Erscheinungen sind. Bei allen zeitbedingten Unterschieden sowie den im Ergebnis der politischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts eingetretenen Veränderungen sind die Parallelen zur Zeit der Hochindustrialisierung seit etwa 1850 besonders augenfällig. Im folgenden Beitrag soll der Versuch unternommen werden, markanten Wirtschaftsverbindungen jener Zeit zwischen Sachsen und Böhmen mit dem Schwerpunkt Dresden und Nordböhmen nachzugehen.

## Begegnungen auf dem Weg zum Industrieland

Zwischen den benachbarten Binnenländern Sachsen und Böhmen bestanden traditionell zu allen Zeiten vielfältige kulturelle, politische und wirtschaftliche Kontakte. Besonders intensiv, allein schon aufgrund der territorialen Nähe, naturräumlicher, siedlungs- und stammesgeschichtlicher Gemeinsamkeiten<sup>1)</sup>, waren die Verbindungen zwischen Sachsen und dem deutschsprachigen Nordböhmen. Stellvertretend soll hier nur an den Silbertaler erinnert werden, der vom ehemals markmeißnischen, seit 1556 böhmischen St. Joachimsthal seinen Siegeszug antrat und im Namen des Dollars bis heute fortlebt.<sup>2)</sup> Einige Wirtschaftszweige, wie die Herstellung von Musikinstrumenten in Markneukirchen, von Saiten- und Schlaginstrumenten in Klingenthal, von Kunstblumen in Sebnitz oder von Weißblechwaren wurden erst durch böhmische Einwanderer in Sachsen heimisch. Noch im 18. Jahrhundert verbanden vielfältige Beziehungen die Wirtschaft beider Länder, vor allem im Bergbau, dem Glas-, Holz- und Textilgewerbe.<sup>3)</sup> Der gegenseitige Handel gestaltete sich jedoch seit dieser Zeit tendenziell rückläufig. Dies lag darin begründet, daß die alten sächsischen Exportgebiete Brandenburg und Böhmen eigene Produktionszweige aufgebaut und Handelssperren errichtet hatten. Am Ausgang des



18. Jahrhunderts, nach dem Rétablissement in Sachsen und den Reformen Joseph II. in Österreich, gelangten das sächsische und böhmische Manufakturwesen zu einer letzten Blütezeit. In das 19. Jahrhundert traten beide Länder mit einem beachtlichen Entwicklungsstand der gewerblichen Wirtschaft ein.

Vergleicht man die Ausgangssituation, den Weg der Industrialisierung sowie den Entwicklungsstand von Sachsen und Böhmen am Beginn des 20. Jahrhunderts, sind zahlreiche Parallelen unübersehbar. Die Industrialisierung begann beiderseits der Grenze in den Mittelgebirgsregionen, wo eine dichte Siedlungslandschaft, eine hohe Zahl gewerblich geschulter Arbeitskräfte und ausreichend Wasserkraft vorhanden war. Hier wie dort wurde die baumwollverarbeitende Industrie zum Motor der industriellen Durchdringung des Landes. Der führende Platz Sachsens in Deutschland auf diesem Sektor in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist allgemein bekannt. Daß Österreich aber trotz rückständiger sozialer Verhältnisse bis zu den 1840er Jahren zu einem der führenden baumwollverarbeitenden Länder auf dem Kontinent aufstieg, muß doch überraschen. Im Jahre 1840 arbeiteten in den Baumwollspinnereien der Monarchie mehr Spindeln als in allen Staaten des Deutschen Zollvereins und in Böhmen mehr als in Sachsen.<sup>4)</sup>

Seit den 1850er Jahren kam es beiderseits der Grenze zu einer stürmischen industriellen Entwicklung.<sup>5)</sup> Zoll- und Handelserleichterungen, der Ausbau der Verkehrswege, die weitgehende Durchsetzung bürgerlicher und Gewerbefreiheit und weitere gesetzgeberische Maßnahmen hatten daran Anteil. Berührungspunkte zwischen den Nachbarn ergaben sich vor allem bei gemeinsamen Verkehrsprojekten sowie in Steuer- und Zollfragen. Die wirtschaftspolitische Annäherung Österreichs an Norddeutschland wurde von Sachsen vorerst nach Kräften unterstützt. 1862 trat das Land dann aber als erster deutscher Staat trotz Wiener Protesten dem Handelsvertrag zwischen Frankreich und Preußen bei und beförderte damit den zollpolitischen Ausschluß Österreichs aus Deutschland. Mit der Auflösung des Deutschen Bundes 1866 war schließlich auch politisch entschieden, was wirtschaftlich bereits Realität war. Österreich und die böhmischen Länder, bis 1866 ebenso wie Sachsen im Deutschen Bund, wurden 1867 zum Kerngebiet von Cisleithanien – der westlichen Reichshälfte der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. Sachsen trat dem von Preußen dominierten Norddeutschen Bund bei. Der rasante wirtschaftliche Aufstieg der »Gründerjahre« fand 1873 mit dem »Gründerkrach« ein jähes Ende. In den folgenden Krisenjahren vollzogen beide Staaten die Abkehr vom Wirtschaftsliberalismus und den allmählichen Übergang zur Schutzzollpolitik.<sup>6)</sup> Sächsische Industrielle und Bankiers, die seit der Jahrhundertmitte an der industriellen Erschließung des südlichen Nachbarn (besonders Nordböhmens) beteiligt waren, suchten durch die Errichtung von Zweigwerken oder Kapitalbeteiligungen ihre dortige Marktposition zu sichern und auszubauen. Unterstützung erhielten sie hierbei von ihrer Regierung, die die traditionelle Mittlerrolle des Landes nach 1871 besonders im ökonomischen Sinne ausübte. In Wien unterhielt Sachsen seit 1874 seine einzige ausländische Gesandtschaft.

Welchen Anteil beide Länder an der Industrialisierung ihrer jeweiligen Staaten hatten, sollen folgende Fakten verdeutlichen. Sachsen war um 1875 der erste industrialisierte Staat des Deutschen Reiches und die böhmischen Länder das industrielle Herz Österreich-Ungarns.<sup>7)</sup> An der Wende zum 20. Jahrhundert zählten beide Regionen zu den fortgeschrittensten Industriegebieten Europas. Böhmen, lange Zeit durch sein agrarisches Hinterland gegenüber Sachsen im





Bodenbach mit neuen  
Eisenbahnanlagen,  
Fotografie von Hermann  
Krone, 1853

Rückstand, erreichte um 1900 nach dem Anteil der Beschäftigten in der Industrie beinahe den deutschen Durchschnitt. Der diesbezügliche Wert der deutschen Industrieregionen in Nordböhmen entsprach 1907 fast dem des hochindustrialisierten Sachsen.<sup>8)</sup> Die ökonomische Bedeutung der böhmischen Länder für Österreich-Ungarn ist für jene Zeit sogar höher als die Sachsens für Deutschland einzuschätzen. Sachsen war nur eines von mehreren großen deutschen Industriegebieten, und das vor allem auf der Grundlage seiner traditionellen Leichtindustrie. Die böhmischen Länder hingegen verfügten zusätzlich über eine bedeutende Schwerindustrie und hatten in der von einem starken Ost-West-Gefälle gekennzeichneten Monarchie mit Teilen Österreichs die wirtschaftliche Führungsposition inne. Um die Jahrhundertwende waren in den böhmischen Ländern, die nur über etwa ein Zehntel der Fläche und ein Fünftel der Bevölkerung verfügten, rund zwei Drittel der Industrie des gesamten Staates konzentriert.<sup>9)</sup> In dem bis dahin vollzogenen Prozeß der Industrialisierung hatten wirtschaftliche Kontakte und Verflechtungen mit Sachsen, besonders für das nordböhmische Gebiet, eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Sie dürfen jedoch nicht überschätzt werden. Aufgrund der Zugehörigkeit zu verschiedenen Zollgebieten und Staaten und dem realen Wirtschaftspotential kam dem gegenseitigen Einfluß nur eine vergleichsweise untergeordnete Bedeutung zu.<sup>10)</sup> Dennoch ist es lohnend, einigen Aspekten der gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen nachzugehen.

### Pascher, Dampfschiffe und Eisenbahn

Wegweisend für die vorrangige Entwicklungsrichtung von Handel und Industrie Sachsens und Böhmens im 19. Jahrhundert war die Streckenführung der frühen Fernverkehrsprojekte in den 1830er Jahren. Während 1832 in Böhmen die längste Pferdebahnlinie der Welt zwischen Linz und Budweis eröffnet wurde (130 km Länge, 1836 auf 200 km erweitert), erfolgte 1839 in



Sachsen die Freigabe der ersten deutschen Ferneisenbahn zwischen Leipzig und Dresden. Sachsen, seit 1834 im Deutschen Zollverein, schloß sich wirtschaftlich an den deutschen Norden an, während sich Böhmen vor allem nach Süden orientierte. Das im Interesse hoher Zollerträge in Österreich etablierte Schutzzollsystem behinderte noch immer den gegenseitigen Warenaustausch. Dafür blühte der Schmuggel (das sogenannte »Paschen«). Um 1830 soll der Wert der geschmuggelten Waren jährlich etwa drei Millionen Taler betragen haben.<sup>11)</sup> Da auf einen Grenzposten etwa 200 »Pascher« entfielen, konnte der Schmuggel nie unterbunden werden.<sup>12)</sup> Ein Pascher-Eldorado war die Gegend um Schirgswalde, die erst 1845 im Zuge kleinerer Gebietskorrekturen an Sachsen kam. Nach Schätzungen gelangten manches Jahr bis zu zehnmal mehr Waren auf illegalem statt offiziellem Weg nach Böhmen.<sup>13)</sup> Seit den 1840er Jahren ging der »Paschhandel« langsam zurück, ehe er in den 1850er Jahren sein vorläufiges Ende fand. Die wichtigste Rolle dürften hier die mehrmaligen Zollsenkungen gespielt haben. Daneben verkürzten und verbilligten inzwischen moderne Verkehrsmittel wie die Dampf- und Kettenschiffe auf der Elbe oder die Eisenbahnen den Transportweg.

Die erste sächsische Dampfschiffahrtsgesellschaft wurde im Jahre 1836 in Dresden gegründet. Der »Bohemia«, einem Dampfschiff des böhmischen Konkurrenzunternehmens, war es allerdings vorbehalten, 1841 erstmals die durchgängige Passage zwischen beiden Ländern ohne Hilfe von Land zu meistern. Mit der touristischen Erschließung der Sächsisch-Böhmischen Schweiz stieg der Passagierverkehr auf der Elbe (bis nach Tetschen, Außig und Leitmeritz) stark an und erreichte um 1900 den Höchstwert von jährlich 3,5 Millionen Fahrgästen.<sup>14)</sup> Der Güterverkehr, im Vergleich zu anderen Flüssen recht bedeutsam<sup>15)</sup>, konnte da nicht mithalten. Obgleich 1870 die letzten Elbzölle gefallen waren, für dessen Beseitigung sich Sachsen schon lange eingesetzt hatte, wurde die Elbschiffahrt nie zu einer ernsthaften Konkurrenz für die Eisenbahn. Der dadurch hervorgerufene Zwang zur Konzentration führte über Kartellvereinbarungen, Kapitalbeteiligungen und Fusionen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zur Bildung der »Vereinigten Elbschiffahrts-Gesellschaften AG« mit Sitz in Dresden. Das Unternehmen mit mehr als 6000 Beschäftigten und 40 eigenen Geschäftsstellen bzw. Vertretungen von Prag bis zur Nordsee war die größte Binnenschiffahrtsgesellschaft des Deutschen Reiches.<sup>16)</sup> Selbst diese Monopolisierung konnte den Niedergang der Elbgüterschiffahrt nicht verhindern. Wichtigstes Betätigungsfeld blieb der Massengütertransport. Neben Braunkohle (1906: 2,16 Mio. t) wurden vor allem Zucker und Zuckerwaren, Getreide, Holz, Baumaterialien und Bier aus Böhmen verschifft. Nach Böhmen wurde nur ein Bruchteil der elbabwärts verschickten Waren befördert (besonders Salz, Roh- und Brucheisen, Baumwolle, Reis, Öle und Fette, Kolonialwaren, Petroleum und verschiedene Mineralölprodukte).

Der übermächtige Konkurrent der Schiffahrt war die Eisenbahn. 1851 wurde die sächsisch-böhmische Linie eröffnet. Das relativ späte Datum resultierte aus dem Zögern der österreichischen Regierung, die lange Zeit von der Notwendigkeit des Baues nicht überzeugt war. Zudem beabsichtigte sie, einen Großteil des Verkehrs den eigenen Adria Häfen zuzuleiten. Nach der Eröffnung der Eisenbahnlinie setzte ein rasanter wirtschaftlicher Aufschwung der anliegenden Gebiete ein. Dessen Kehrseite war allerdings die einsetzende Zerstörung der Elblandschaft, die sich durch den Aufbau ganzer Industriezweige (darunter der umweltbelastenden chemischen





Odolwerk  
von K. A. Lingner  
in Bodenbach (1894),  
erste Auslandsfiliale

Industrie) innerhalb von wenigen Jahrzehnten dramatisch veränderte.<sup>17)</sup> Daß die sächsischen Staatseisenbahnen in der Regel wesentlich profitabler als die österreichischen Privatgesellschaften arbeiteten, war nicht nur der niedrigen Besoldung der Beamten, sondern auch einer geschickten Tarifpolitik zu verdanken. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurden dreimal soviel Güter auf der Schiene als auf dem Wasserweg von und nach Dresden transportiert. Die ehemals bedeutenden Straßen dienten nur noch als »Zufuhr- und Abflußkanäle der Eisenbahn«. <sup>18)</sup> Im Jahre 1891 erwirtschafteten die sächsischen Staatseisenbahnen einen Überschuß von fast 32 Millionen Mark, wovon fast zwei Drittel auf den Güterverkehr (fast zur Hälfte Kohletransporte) entfiel. <sup>19)</sup> Etwa ein Drittel trug der Personenverkehr, der in dieser Zeit stark im Zunehmen war, zum Ergebnis bei. <sup>20)</sup>

### Zweigfilialen, Pilsner Bier und »Kohlennot«

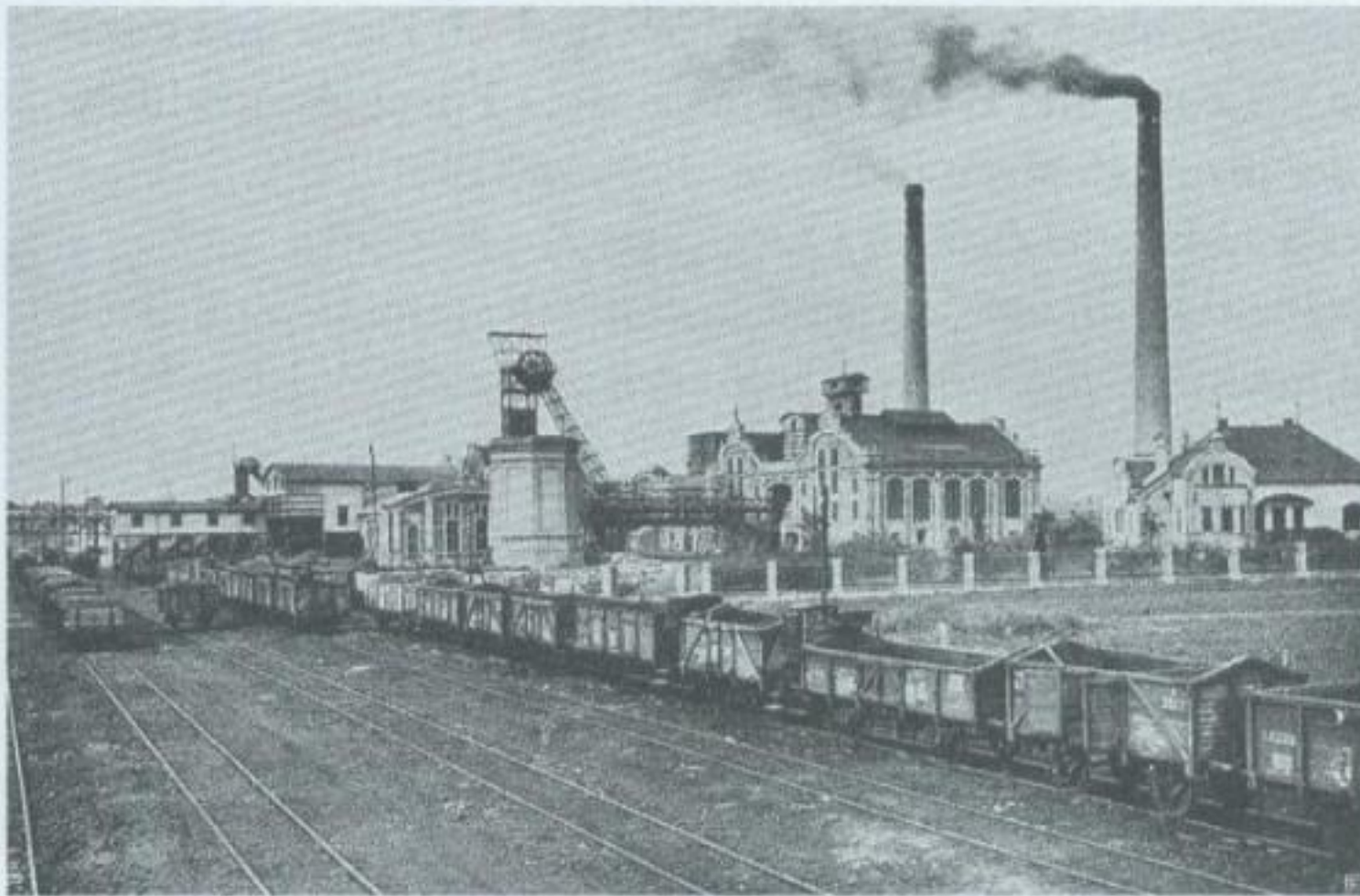
Ähnlich wie in Nordböhmen gelangte die Industrialisierung in Dresden um die Mitte des 19. Jahrhunderts, im sächsischen Vergleich relativ spät, zum Durchbruch. <sup>21)</sup> Selbst am Beginn des 20. Jahrhunderts stand die Stadt »als Industriestadt ... hinter dem Durchschnitt des Landes zurück«. <sup>22)</sup> Beachtet man ihre Funktion als Regierungssitz, Militärstandort, Ausflugs- und Kulturzentrum sowie als Alterswohnsitz, ist diese Feststellung keineswegs eine Überraschung. In industrieller Hinsicht überwog in Dresden noch immer der Klein- und Mittelbetrieb; daneben existierten 179 Großunternehmen mit mehr als 100 Beschäftigten. Für viele Dresdner mittelständische und Großbetriebe war der österreichische Markt das zweitwichtigste Absatzgebiet nach dem Inland. Zu den Exporteuren ins südliche Nachbarland zählten Betriebe der Feinmechanik und Optik, Textil- und Papierindustrie und des Maschinenbaus. Da der Warenexport zu konkurrenzfähigen Preisen aber zumeist durch hohe Zollschranken sowie das niedrigere Lohn- und Sozialniveau jenseits der Grenze erschwert wurde, wählte man immer häufiger den Weg der Errichtung von Zweigwerken. Diese Betriebe produzierten vorrangig für den Markt Österreich-Ungarns. Die Liste solcher von Dresden ausgehender Fabrikgründungen ist lang. Die Standortwahl erfolgte zumeist aufgrund ähnlicher Motive. Ein Mitarbeiter des Dresdner



Glasfabrikanten Siemens formulierte dies folgendermaßen: »Kohlen sind am Platze und die Bäder in der unmittelbarsten Nähe ... Grund und Boden fast umsonst ... Eisenbahnanschluß günstig ... Arbeiter gibt es, wegen der mannigfaltigen Industrie, die zum Teil stillliegt, im Überfluß.«<sup>23)</sup> Noch kürzer brachte es der Schokoladefabrikant Otto Rüger (1831–1905) auf den Punkt: »Wir brauchen möglichst Nähe einer Industriegegend, Bahnknotenpunkt und deutsche Bevölkerung.«<sup>24)</sup> Die Zweigwerke Dresdner Unternehmen konzentrierten sich vor allem in Grenznähe entlang der Bahnlinie. In Bodenbach befanden sich z. B. die Fabriken oder Niederlassungen der Schokoladehersteller Hartwig & Vogel und Otto Rüger, der Tintenfabrik von August Leonhardi, der Teeimporteure Seelig & Hille (spätere »Teekanne«), der AG für Kartonnagenindustrie und der Lingner-Werke (»Odol«). 1881 hieß es über das der »gewerbefleißigen Stadt« Tetschen benachbarte Bodenbach, daß das Dorf mit 3 000 Einwohnern eine »stark entwickelte Industrie« besitze. Der Ort habe in den letzten Jahren infolge seiner günstigen Lage erheblich gewonnen. »Deutsche Fabrikanten, deren Erzeugnisse hohen Eingangszoll kosten, haben hier Fabriken angelegt, führen die Rohprodukte entweder zollfrei oder mit nur geringem Zoll belastet ein, und sind dadurch im Stande, mit österreichischen Firmen erfolgreich zu concurriren.« Auch in der Stadt Außig entfalte sich durch die Bahnverbindung »ein reges industrielles Leben.«<sup>25)</sup> In Teplitz und bei Außig produzierte der Dresdner Preßhefe- und Spiritusfabrikant Johann Ludwig Bramsch; das Kummersche Elektrizitätswerk (späteres »Sachsenwerk«) hatte eine Niederlassung in Teplitz. In Bünauburg befand sich ein Zweigwerk der von Clemens Müller begründeten ersten deutschen Nähmaschinenfabrik. Neben dieser Auswahl verdienen zwei Firmen eine gesonderte Beachtung: der traditionsreiche Schokoladehersteller Jordan & Timäus und das innovative Glasunternehmen von Friedrich Siemens. Die »K. K. Priv. Landesbef. Chokoladenfabrik« von Jordan & Timäus in Bodenbach zählte 1858, vier Jahre nach ihrer Gründung, bereits zu den »bestrenommierten Unternehmen dieser Branche in der Monarchie«. Etwa 70 Arbeiter erzeugten jährlich bis zu 200 000 Pfund Schokoladenerzeugnisse. Das Dresdner Glasunternehmen von Friedrich August Siemens (1826–1904) eroberte nach 1866 (Aufhebung des Flaschenzolls) die Habsburgermonarchie als ersten Auslandsmarkt. Nach der Wiedereinführung des Flaschenzolls wurde 1879 eine Fabrik im böhmischen Neusattl errichtet. Ab 1890 folgten Käufe von Glas- und Flaschenfabriken in Böhmen, Schlesien und der Steiermark. Nach dem böhmischen Kohlenarbeiterstreik 1900 erwarb die vom deutschen Finanzkapital kontrollierte AG schließlich sogar eigene Kohlengruben.

Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts beteiligten sich auch die Banken an der Expansion nach Süden. Das Österreichgeschäft der Dresdner Bank führte das Vorstandsmitglied Gustav Klemperer (1852–1926). Klemperer, 1910 mit dem österreichischen Titel Edler von Klemenau geadelt, war zugleich 1899–1918 österreichischer Generalkonsul in Dresden. In Böhmen investierte die Bank vor allem in den Kohlebergbau. So wurden 1888 die Brucher Kohlenwerke, eines der wichtigsten Unternehmen im Revier Teplitz-Brüx-Komotau, durch ein Konsortium von Dresdner Bank, Wiener und Prager Banken gegründet.<sup>26)</sup> Eine bedeutende Rolle spielte auch das 1864 in Dresden begründete Privatbankhaus der Gebrüder Arnhold. In den 1870er Jahren beteiligte sich die Bank an der Sanierung der böhmischen Eisenbahnlinien (Dux–Bodenbach, Prag–Dux, Mährisch-Schlesische Eisenbahn). Anschließend baute man grenzüberschreitende





Kaisergrube der Deutsch-Österreichischen-Bergwerksgesellschaft bei Maria Ratschitz (gegr. 1895)

Zusammenschlüsse der Brauwirtschaft und der Keramik- und Porzellanindustrie auf. Dafür wurden u. a. traditionsreiche böhmische Glas-, Steingut- und Porzellanfabriken in Teplitz, Prag und bei Karlsbad erworben. Die Geschäftsfelder wurden in Zusammenarbeit mit der Großindustrie und den Großbanken der Habsburgermonarchie bearbeitet.

Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Dresden und Böhmen waren jedoch keine Einbahnstraße. In Dresden wurde z. B. 1878 die deutsche Hauptniederlassung der Bleistiftfabrik von L. und C. Hardtmuth aus Budweis eröffnet, die seit 1889 die Marke »Koh-i-noor« führte und sich zu einem Weltunternehmen entwickelte. Der Import böhmischer Güter nach Dresden, besonders im Elbverkehr, überstieg (nach Gewichtseinheiten) die Menge der aus Dresden nach Böhmen ausgeführten Waren um ein Mehrfaches.<sup>27)</sup> Welch hohe Bedeutung besonders die böhmische Braunkohle für das städtische Wirtschaftsleben besaß, wurde deutlich, als es im Krisenjahr 1900 zur sogenannten »Kohlennot« kam, die durch einen Streik der böhmischen Kohlengrubenarbeiter ausgelöst wurde. Viele Fabriken mußten wochenlang ihren Betrieb einstellen; selbst der Straßenbahnverkehr und die öffentliche Beleuchtung wurden eingeschränkt.<sup>28)</sup> Im Jahre 1912 kamen fast zwei Drittel der Dresdner Braunkohlenimporte aus Böhmen.<sup>29)</sup> Ein weiteres bedeutendes Exportgut war das böhmische Bier. Noch am Beginn des 20. Jahrhunderts wurde mindestens die Hälfte des in Dresden getrunkenen Lagerbiers eingeführt.<sup>30)</sup> Die Importe kamen vor allem aus Bayern und Böhmen. Das Pilsner wurde (wie deutsche Produkte jenseits der Grenze auch) immer wieder zum Gegenstand von Boykottaufrufen nationalistisch gesinnter Kreise<sup>31)</sup>, obgleich auch das heimische Bier sehr oft mit Hopfen und gemälzter Gerste aus Böhmen eingebracht wurde. Böhmische Glaswaren, Porzellane und Keramiken fanden Eingang in viele Dresdner Haushalte dieser Zeit. Die Motive zahlreicher, aus den florierenden Keramikfabriken bei Bodenbach stammender Stücke, läßt mit Sicherheit auf eine spezielle Produktion für den Dresdner Markt schließen. Daneben importierte Dresden aus Böhmen eine große Menge an Holz, Baumaterialien und auch Vieh. Für Strohgeflechte und Orienttabake war die Stadt am Beginn des 20. Jahrhunderts der bedeutendste deutsche Handelsplatz; die Produkte kamen zu einem Teil aus oder über Böhmen. Neben böhmischen Niederlassungen





**Dresdner!**  
Trinkt einheimische Biere!

**Verband der  
Brauereien von Dresden und Umgeb. K. V.**



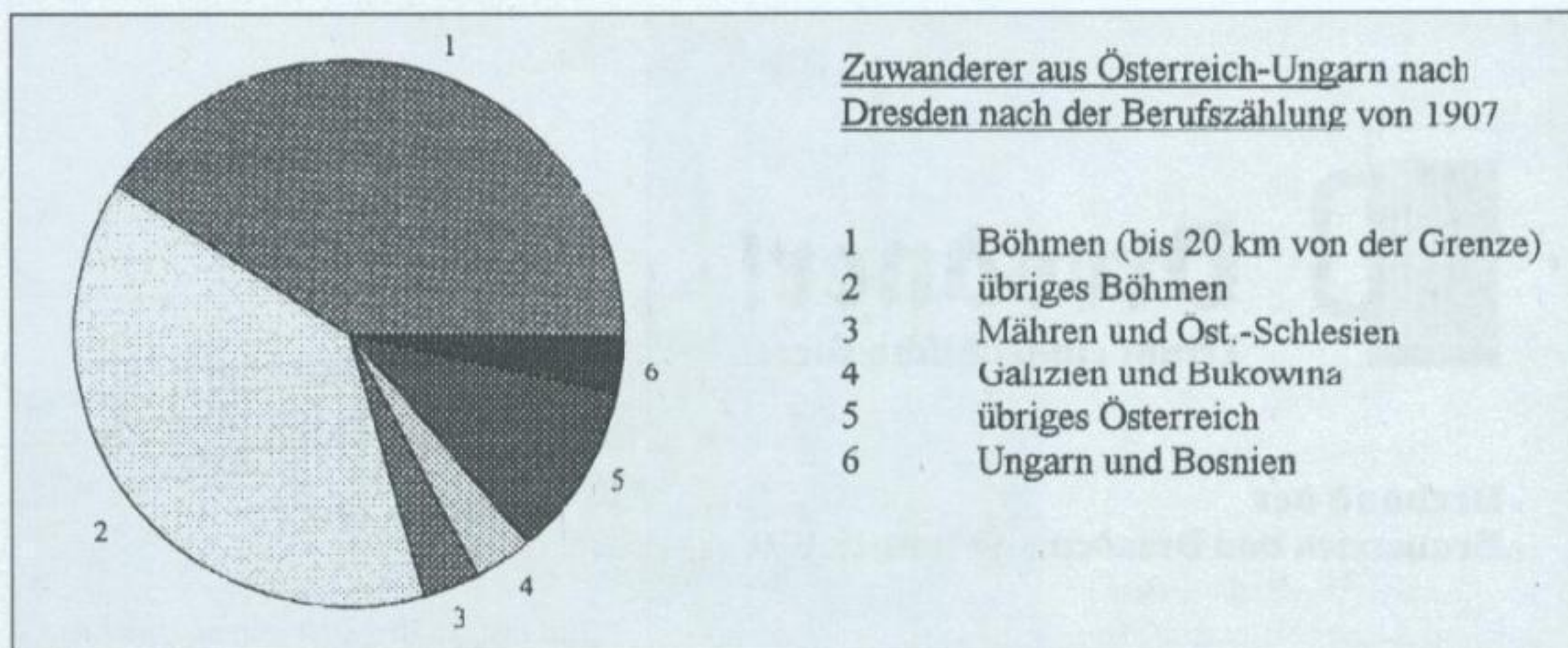
Anzeige aus den 20er Jahren, gerichtet gegen böhmisches Bier

und Waren kamen aber auch zahlreiche Menschen aus dem Nachbarland nach Dresden. In Notzeiten versuchten viele Menschen, dem Elend in Böhmen<sup>32)</sup> durch Auswanderung nach Sachsen zu entgehen. Im Jahre 1907 lebten in Dresden etwa 18 000 Einwanderer aus Österreich-Ungarn, von denen 80 % aus Böhmen stammten.<sup>33)</sup> Aus dem deutschsprachigen Nordböhmen (Orte bis 20 km von der Grenze entfernt) waren mit 7 500 Personen mehr Menschen in die Elbestadt gezogen als aus allen anderen Staaten des Auslandes zusammen. Auffallend ist das Überwiegen weiblicher Zuwanderer, die wohl als Dienstmägde in den vornehmen Wohnvierteln oder in der starken Dresdner »Frauenindustrie« (Zigaretten-, Süßwarenindustrie, Strohflechterei) Beschäftigung fanden. Die größte Gruppe unter den fremdsprachigen Ausländern waren um 1900 mit etwa 2 600 Personen die Tschechen. Sie waren vor allem als Dienstboten und Arbeiter (hier besonders als Schneider- und Schuhmachergesellen) tätig. Unterschiede im politischen und sozialen Verhalten, in Wesensart und Lebenserfahrung zu den Deutschen führten besonders »seit dem Aufkommen des Nationalitätenkampfes in Österreich« zu einem gespannten Verhältnis beider Nationalitäten.<sup>34)</sup> Hier wiederholte sich im kleinen, was sich im benachbarten Böhmen im großen vollzog. Die nationalen Gegensätze, die in aller Schärfe erstmals am Beginn der Hochindustrialisierung aufgebrochen waren, führten in dieser Zeit bereits ein Eigenleben.

### Zurück zur durchlässigen Grenze

Bei der Suche nach den Ursachen dieser Entwicklung wird man, neben ungelösten inneren Problemen im Staatssystem der Habsburgermonarchie, auch Kritik an der zeitweise ungebremsten industriellen Entwicklung Nordböhmens anmelden müssen. Wenn innerhalb weniger Jahre unter katastrophalen sozialen Verhältnissen ganze Industriegebiete fast aus dem Nichts entstanden, waren schwere soziale Verwerfungen eine zwangsläufige Folge. Da dies noch mit einem massenhaften Zuzug von Menschen fremder Nationalität verbunden war, entstand aus dem sozialen bald ein nationaler Sprengsatz. Dresdner Unternehmen und Banken waren hieran nicht unbeteiligt. Neben ihrem direkten Engagement in Böhmen nutzten sie auch die





geringeren Löhne und Sozialstandards jenseits der Grenze zur Disziplinierung der heimischen Arbeiterschaft. Aus einigen Dresdner Fabriken ist der Einsatz billiger ausländischer Arbeitskräfte bekannt; manchmal wurden diese (wie beim Streik im Dresdner Siemens-Glaswerk 1901) als Streikbrecher mißbraucht.

Wenn man heute die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts einer Wertung unterziehen soll, bleibt ein zwiespältiger Eindruck zurück. Neben zahlreichen positiven Aspekten, wie der allgemeinen Zunahme des Bildungs- und Lebensniveaus, müssen auch negative Punkte wie die Entstehung des Nationalismus und die Zerstörung der Umwelt konstatiert werden. Die heutige Zeit, die ähnlichen Herausforderungen wie jener vergangenen Epoche ausgesetzt ist, bietet die Chance, die Fehlentwicklungen zu korrigieren. Am Ende dieses gemeinsamen Weges von Tschechen und Deutschen könnte auch die Staatsgrenze wieder jenen Charakter haben, der ihrer Tradition am besten entsprechen würde: eine Verbindungslinie zwischen befreundeten Ländern und Völkern in Mitteleuropa zu sein.

#### Anmerkungen

- 1) Vgl. Rudolf Kötzschke, Epochen der Siedlungsgeschichte in Sachsen und im nördlichen Böhmen. In: Forschungen zur Geschichte Sachsens und Böhmens, Dresden 1937, S. 1–27
- 2) Vgl. Lothar Wendler, Der Taler hat Geburtstag. Sachsen und seine Messestadt standen Pate bei der »Geburt« des Talers. In: SHB (Sächsische Heimatblätter 38 (1992), H. 2, S. 99–103
- 3) Zahlreiche Beispiele bringen Rudolf Forberger (Die industrielle Revolution in Sachsen 1800 bis 1861, Bd. 1/2. Halbbd., Berlin 1982) und Arnošt Klíma (Economy, industry and society in Bohemia in the 17th – 19th centuries, Prag 1991).
- 4) Industrial growth and entrepreneurship in the early stages of industrialization in the czech lands. In: Arnošt Klíma, a. a. O., S. 144
- 5) Entgegen den meisten Autoren kommt David F. Good zum Schluß, daß die 1850er Jahre keine besondere Aufschwungphase gewesen seien. Vgl.: Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750–1914, Wien/Köln/Graz 1986, S. 88 f.
- 6) Vgl. Herbert Matis, Österreichs Wirtschaft 1848 bis 1913, Berlin 1972, S. 374 ff.
- 7) Auf die böhmischen Länder entfielen seit den 1880er Jahren etwa 60 Prozent der Industrieproduktion der Doppelmonarchie.



- 8) Deutsche Geschichte im Osten Europas. Böhmen und Mähren, hg. von Friedrich Prinz, Berlin 1993, S. 366
- 9) Ferdinand Seibt, Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas, München/Zürich 1993, S. 218
- 10) Über den bestimmenden Kapitaleinfluß in Böhmen vgl. Karl M. Brousek, Die Großindustrie Böhmens 1848–1918, München 1987
- 11) Hubert Kiesewetter, Industrialisierung und Landwirtschaft. Sachsens Stellung im regionalen Industrialisierungsprozeß Deutschlands im 19. Jahrhundert, Köln/Wien 1988, S. 155
- 12) Vgl. Jana Englová, Hilfe für polnische Emigranten. Ein Beitrag zu den böhmisch-sächsischen Beziehungen im Zeitraum von 1830–1848. In: SHB 37 (1991), H. 4, S. 244
- 13) Albert Schiffner, Beschreibung von Sachsen ..., Dresden 1845, Berichtigung und Ergänzung zu S. 96, Zeile 19
- 14) Nach 1900 stabilisierte sich diese Zahl bei etwa 2,5 Millionen. Nach: Heinz Wehner, Die Entwicklung der Sächsischen Schweiz zur Tourismusregion. In: SHB 40 (1994), H. 4, S. 221
- 15) Allein im böhmisch-sächsischen Verkehr passierten im Jahre 1876 immerhin 1 655 Flöße, 6 591 Fracht- und Segelschiffe, 456 Kettenschlepper, 214 Schlepp- und 1 121 Personendampfer die sächsischen Zollstationen.
- 16) Helmut Düntzsch und Sigbert Zesewitz, Die Schifffahrtsgesellschaften auf der Elbe. Ein Überblick über den Konzentrationsprozeß in der Schleppschifffahrt von den Anfängen bis zur Weltwirtschaftskrise. In: SHB 31 (1985), H. 5, S. 193–207
- 17) Zu frühen Umweltschäden vgl.: Die nordböhmische Landschaft der Romantik. Begleitheft zur Ausstellung im Stadtmuseum Dresden 1994. / Die Elbe. Ein Lebenslauf, Ausstellungskatalog, Deutsches Historisches-Museum 1992, S. 221
- 18) Heinrich Gebauer, Die Volkswirtschaft im Königreiche Sachsen, Dresden 1893, Bd. II, S. 727
- 19) Ebenda, S. 755
- 20) Der Personenverkehr auf den Dresdner Bahnhöfen stieg von etwas über 4,9 Millionen Reisenden 1904 auf fast 15 Millionen im Jahre 1913. Nach: Statistisches Jahrbuch der Stadt Dresden für 1914, Dresden 1916, S. 171
- 21) Vgl. Holger Starke, Die sächsische Haupt- und Residenzstadt im Wandel – Dresden zur Zeit Karl August Ferdinand Lingners. In: In aller Munde. Einhundert Jahre Odol, Ausstellungskatalog, Deutsches Hygiene-Museum 1993, S. 13–29
- 22) Wilhelm Stieda, Gewerbe und Industrie. In: Dresdens Entwicklung in den Jahren 1903–1909, hg. von Otto Richter, Dresden 1910, S. 134
- 23) Zit. nach: Siegfried Bergström, Über die besonders intensive Ausbeutung in der AG für Glasindustrie vorm. Friedrich Siemens – Dresden, ihre Formen und Auswirkungen von 1888 bis 1945, Ms. im Stadtmuseum Dresden, S. 30
- 24) Conrad Max Rüger, Lebenserinnerungen eines 75jährigen ... 1896–1937, Ms. im Stadtmuseum Dresden, S. 63
- 25) Meinholds Führer durch Dresden ... und in die Sächsisch-Böhmische Schweiz, Dresden 1881, Nachdr., Halle/Braunschweig 1991, S. 206/208
- 26) Karl M. Brousek, a. a. O., S. 124
- 27) 1914 kamen viermal soviel Güter in Dresden an, als die Häfen wieder verließen. (Statistisches Jahrbuch der Stadt Dresden für 1914, Dresden 1916, S. 167)
- 28) Otto Richter, Geschichte der Stadt Dresden in den Jahren 1871 bis 1902, Dresden 1904, S. 164
- 29) Statistisches Jahrbuch ..., a. a. O., S. 165. Zu beachten ist, daß der Anteil böhmischer Kohle aufgrund der zunehmenden Lieferungen aus Deutschland und den Brikettfabriken bereits seit längerem rückläufig war.
- 30) Ebenda, a. a. O., S. 164
- 31) Vgl. Gerald Kolditz, Zur Entwicklung des Antisemitismus in Dresden während des Kaiserreiches. In: DH 45, S. 42f. / Holger Starke, Ein bierseliges Land. Aus der Geschichte des Brauwesens von Dresden und Umgebung. In: dass., Halle 1996, S. 63
- 32) Vgl. Otto Urban, Die tschechische Gesellschaft 1848–1918, Wien/Köln/Weimar 1994, S. 413 ff.
- 33) Zahlen nach: Eugen Würzburger, Bevölkerungsverhältnisse. In: Dresdens Entwicklung ..., a. a. O., S. 31 f., 34
- 34) Otto Richter, a. a. O., S. 161 f.



Manfred Jahn

## Grenzbeziehungen zwischen Sachsen und der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit

Die unmittelbar am Ende des Ersten Weltkrieges vor allem in Ostmitteleuropa eingetretenen geopolitischen Veränderungen und der Zusammenbruch der Wirtschaftsbeziehungen berührten den neugegründeten Freistaat Sachsen in einem ganz besonderen Maße. Die Ende Oktober 1918 erfolgte Konstituierung des Nachbarstaates ČSR unterbrach zunächst weitgehend die Konnexionen eines Wirtschaftsgebietes beiderseits des Elbsandstein- und Erzgebirges sowie zwischen Lausitzer Bergland und Isergebirge, die Sachsen und Böhmen eher verbanden als trennten. Der Neuaufbau und die mögliche Wiederbelebung von Grenzbeziehungen war nach Kriegsende entscheidend davon abhängig, inwieweit Deutschland und die Tschechoslowakei einen funktionierenden Konsens für gutnachbarliche Gesamtbeziehungen finden konnten. Beide Staaten gehörten verschiedenen, sich vorerst unversöhnlich gegenüberstehenden politischen Gruppierungen an. Während die ČSR zu den die Friedensbedingungen diktierenden Siegerstaaten zählte, stand Deutschland im Lager der Besiegten.

Dieser Ausgangssituation mußte Sachsen als Bundesland des Deutschen Reiches Rechnung tragen, und die sächsische Landespolitik war ganz den Bestimmungen des auf der Pariser Friedenskonferenz abgeschlossenen Vertrages von Versailles (28.06.1919) unterworfen. Die Herausbildung von gegenseitigen Beziehungen in der Grenzregion blieb nicht unberührt von der sensiblen Problematik der 2,2 Millionen zählenden deutschen Bevölkerung im böhmischen Grenzgebiet. Die kurzzeitige Existenz Deutschböhmens Ende 1918 als politisch vom tschechoslowakischen Staat losgelöste Provinz, deren Regierung mit Sitz in Reichenberg den Anschluß an die Republik Deutsch-Österreich forderte und vergeblich um Unterstützung bei der sächsischen Landesregierung nachgesucht hatte<sup>1)</sup>, und ebenso die sorbische Frage führten zunächst zu vorsichtigen Sondierungen einer Aufnahme von Beziehungen. Der im November 1918 ins Leben gerufene Wendische Nationalausschuß mit seinem führenden Vertreter Arnošt Bart verlangte nach anfänglichen Forderungen einer Angliederung an die Tschechoslowakei dann im Jahre 1919 die Gründung eines lausitzisch-sorbischen Freistaates mit nationaler Doppelverwaltung und fand in der tschechoslowakischen Regierung einen aktiven Befürworter seiner Autonomiebestrebungen. Reichsdeutsche und insbesondere sächsische Regierungsstellen sahen aber weniger in den Autonomiewünschen der Sorben, die man innenpolitisch zu kanalisieren gedachte, sondern in dem befürchteten Expansionsdrang des tschechoslowakischen Staates eine politische Gefahr.<sup>2)</sup> Darum bemühte sich die sächsische Regierung um eine umgehende Kontaktaufnahme zum Nachbarstaat, um der





Tetschen/Děčín  
um 1930

Entstehung eines akuten Konfliktherdes vorzubeugen. Diese Bemühungen wurden im wesentlichen vom Sonderbevollmächtigten der sächsischen Regierung, Dr. Walter Koch (ab 1921 langjähriger Gesandter des Deutschen Reiches in Prag), getragen, der ungeachtet noch ungelöster Grenzprobleme Anfang 1919 mit diplomatischem Geschick in Prag verhandelte und im Ergebnis seiner Mission der sächsischen Regierung zur intensiven Mitarbeit an der Ausgestaltung der Wirtschaftsbeziehungen mit der ČSR riet.<sup>3)</sup>

Nach den Vertragsabschlüssen in Versailles und im Pariser Vorort St. Germain (Vertrag der Siegermächte mit Österreich am 10.09.1919) waren die Staatsgrenzen der ČSR zu Deutschland und Österreich festgeschrieben worden. Im Frühherbst 1919 wurde dadurch endgültig ersichtlich, daß die Tschechoslowakei einerseits nunmehr keine territorialen Forderungen gegenüber Deutschland erhob und andererseits die sorbische Autonomiebewegung nicht weiter außenpolitisch unterstützte. Damit wurden auch sächsische substantielle Befürchtungen zurückgedrängt. Unter Bezug auf die Mission Walter Kochs zeigte die Regierung des Freistaates Sachsen zunehmendes Interesse an einer Öffnung der Grenze zur Tschechoslowakei. Auch wollte man die gegenüber der Reichsregierung durchgesetzte Sondervollmacht für eigenständige außenpolitische Initiativen nutzen, die dem Freistaat Sachsen erlaubte, »dringliche Angelegenheiten von nicht grundsätzlicher Bedeutung, die sich aus dem Verkehr mit den angrenzenden Staaten ergaben, durch ... (sein) auswärtiges Ministerium im unmittelbaren Benehmen mit der Vertretung des Reiches in diesen Staaten zu erledigen.«<sup>4)</sup> Als Grenzland und offenbar überwiegend aus Exportgründen wollte Sachsen insbesondere die abgebrochenen Wirtschaftskontakte zu Böhmen wieder aktivieren und die beiderseitige Grenzregion besser wirtschaftlich und touristisch erschließen.

Daher erscheint es aus heutiger Sicht durchaus verständlich, aber mit Blick auf die geopolitische Konstellation der unmittelbaren Nachkriegszeit ebenso erstaunlich, als sich bereits im Jahre 1920 die ersten deutlichen Konturen eines kleinen Grenzverkehrs zwischen Sachsen und dem angrenzenden Gebiet der Tschechoslowakei abzeichneten.



Ende September 1920 erhielten sämtliche Grenz-Amtshauptmannschaften des Freistaates, die Grenzgendarmerie-Kommissariate in Bodenbach<sup>5)</sup> und Zittau sowie die Gendarmeriedirektion Dresden vom sächsischen Ministerium des Innern die dienstliche Mitteilung, daß Gemeinden der Grenzregion das Recht erhalten, Grenzausweise für Bewohner der Gemeinden (Dauerausweise für sechs Monate Gültigkeit) und für Ausflügler (Tagesausweise mit Gültigkeitsdauer bis zu höchstens 48 Stunden) auszustellen. Personen, die nun ohne Paß an festgelegten und mit der tschechoslowakischen Seite vereinbarten Grenzübergangsstellen die Grenze überschreiten konnten, sollten nicht schmuggelverdächtig erscheinen.<sup>6)</sup>

Der kleine Grenzverkehr erstreckte sich in den Anfangsjahren auf einen etwa 10 km breiten Gürtel beiderseits der Grenze. Im Jahre 1921 – so die bisherige Akteneinsicht – waren sämtliche an die Tschechoslowakei angrenzenden sächsischen Amtshauptmannschaften (Oelsnitz, Auerbach<sup>7)</sup>, Schwarzenberg, Annaberg, Marienberg, Freiberg (hier nur der Zollamtsbezirk Sayda), Dippoldiswalde, Pirna, Bautzen, Löbau, Zittau) und die gegenüberliegenden böhmischen Bezirke einbezogen. Verkehrsgünstig gelegene Übergangsstellen für den Grenzübertritt wurden festgelegt und ihre Anzahl in den Folgejahren erweitert. Auf tschechoslowakischer Seite wurden die Grenzausweise von den Grenzorganen teils toleriert, teils nicht anerkannt, so daß bilaterale Verhandlungen zu den Durchführungsbestimmungen des Grenzverkehrs notwendig wurden. An diesen Verhandlungen, die im Oktober 1921 in Prag stattfanden, nahmen von deutscher Seite Vertreter der Reichsregierung sowie der an die ČSR angrenzenden Bundesstaaten Preußen, Bayern und Sachsen teil.<sup>8)</sup> Damit war der gesamte deutsch-tschechoslowakische Grenzraum und vermutlich auch die tschechoslowakisch-österreichische Grenzregion von den Bestimmungen eines kleinen Grenzverkehrs erfaßt worden. Den Zentralregierungen in Prag und Berlin unterbreiteten die Verhandlungspartner Vorschläge zur Erleichterung des kleinen Grenzverkehrs.<sup>9)</sup>

Viel effektiver gestalteten sich jedoch Verhandlungen »vor Ort«. Eine Anfang Juli 1922 in Bad Schandau stattgefundene Besprechung zwischen Vertretern der zuständigen sächsischen und tschechoslowakischen Grenzbehörden schrieb Neuregelungen des kleinen Grenzverkehrs fest. Danach waren in Sachsen neben den örtlichen Polizeibehörden in den Grenzgemeinden nun auch die Grenzhauptmannschaften selbst zur Ausstellung von Dauerausweisen befugt. Auf tschechoslowakischer Seite erfolgte die Aushändigung der Grenzausweise durch die Gemeindebehörden nach einer Bestätigung der Gendarmeriestationen. Die Gültigkeitsdauer für Touristen-Ausweise blieb auf 48 Stunden beschränkt. Bei der Rückkehr in das Heimatland mußten alle Touristen oder Kurgäste ihre Ausweise an der Grenze abgeben.<sup>10)</sup>

Sachsen beteiligte sich aktiv an den Wirtschaftsverhandlungen des Deutschen Reiches mit der Tschechoslowakei. Schon Ende Juni 1920 wurde das erste Handelsabkommen zwischen beiden Staaten auf gleichberechtigter Basis abgeschlossen.<sup>11)</sup> Forderungslisten sächsischer Unternehmerverbände und der Handelskammer des Freistaates zeugt vom Willen, den Warenaustausch mit dem tschechoslowakischen Nachbarn zu intensivieren und (vor allem in den 1920er Jahren) den Bedarf der sächsischen Wirtschaft an Kohle und anderen Rohstoffen zu sichern.

Es entstanden grenzüberschreitende Interessengemeinschaften und Aktiengesellschaften, die die inzwischen weit geöffnete Grenze für ihre wirtschaftlichen Ziele nutzen wollten. Die Anfang 1923 in Zittau gegründete »Vereinigte Elektrizitätsgesellschaft auf Aktien« versorgte weite Teile



Ostsachsens und Nordböhmens mit Elektroenergie und nahm eine Monopolstellung in diesem Grenzraum ein. Interessant erscheint die Zusammensetzung des Aufsichtsrates der Gesellschaft, dessen Vorsitzender aus Reichenberg/Liberec und zwei Beisitzer aus Zittau kamen. Die tschechoslowakische Seite wurde als Handels- und Kooperationspartner einerseits sehr geschätzt, doch andererseits auch als Konkurrent gefürchtet. Die niedrigen Produktionskosten in Böhmen trugen zu teilweise wesentlich günstigeren Marktpreisen für die Konsumenten bei, so daß Vertreter der sächsischen Wirtschaft von der Regierung auch Zollmaßnahmen zum Schutz der eigenen Industrie forderten.<sup>12)</sup>

Im Sommer 1922 gehörte der kleine Grenzverkehr schon zum Alltag an der sächsisch-tschechoslowakischen Grenze. Dr. Walter Koch berichtete im August 1922 aus Prag, daß »rein äußerlich betrachtet, ... der Verkehr zwischen der Tschechoslowakei und Deutschland kaum jemals so lebhaft gewesen sei wie im Augenblick. Die Züge nach Deutschland sind überfüllt; jeder, der über einige Freizügigkeit verfügt, ist in den letzten Wochen über die Grenze in die Sommerfrische gefahren, oder hat wenigstens den günstigen Stand der Krone zur Mark<sup>13)</sup> durch Einkauf aller Art in einer deutschen Stadt für sich auszunutzen gesucht ... In einem Hotel 2. Ranges in Prag kostet das Glas Pilsner Bier 3,50 Kč, die billigste Flasche einheimischen Weines 36 Kč, und für die beim Mittagessen üblichen Trinkgelder kann man im Dresdner Ratskeller ein gutes und reichliches Mittagmahl erhalten ... Im Schnellzug II. Klasse zahlt man für die 137 km von Prag bis Tetschen 68 Kč und für die 62 km von Tetschen bis Dresden ganze 64 Mark!<sup>14)</sup> Wirtschaftskrise und inflationäre Entwicklung in Deutschland hatten zu solchen Wechselkursen geführt, die natürlich auch im Rahmen des kleinen Grenzverkehrs von weiten Bevölkerungsteilen auf böhmischer Seite genutzt wurden. Mißbrauch des Grenzverkehrs zum Schmuggel von Waren war auf keiner Seite ausgeschlossen. 1922/23 wandten die sächsischen Zöllner und Grenzgendarmen strengere Kontrollvorschriften an. Das sächsische Ministerium des Innern definierte zudem in Form einer Dienstanweisung Rahmenbedingungen für den kleinen oder engen Grenzverkehr. In der Vorschrift vom 11.06.1923 wurde darunter die »Bewegung einer kleinen Menge von Waren für den eigenen Bedarf (verstanden), welche die Grenzbevölkerung über die Grenze hinüberträgt oder in kleinen Karren (Handwagen), keinesfalls jedoch in Fuhrwerken, überführt, sofern die Handelsverträge nicht besondere Bestimmungen enthalten.«<sup>15)</sup>

Die gemeinsame Kontrolle der Reisenden in den Schnell- oder Personenzügen bzw. auf den Passagierschiffen der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtsgesellschaft und die Zollabfertigung auf dem Bahnhof Tetschen-Bodenbach/Děčín-Podmokly durch sächsische und tschechoslowakische Beamten waren zur Alltäglichkeit an der Grenze geworden. Frachtschiffe ankerten elbtalwärts in Krippen zur Zollrevision, während am Bad Schandauer Kai die Zollabfertigung für elbaufwärts fahrende Schleppzüge durchgeführt wurde. Die Verzollung des umfangreichen Holzhandels wurde am linkselbischen Ufer an der Hirschmühle in Schöna vorgenommen.

Die Ausweise für den kleinen Grenzverkehr wurden von sächsischen und tschechoslowakischen Grenzbeamten ohne Beanstandungen akzeptiert. Doch hinsichtlich der Aufenthaltsdauer für Touristen zeigten sich Unterschiede. Während sich tschechoslowakische Staatsbürger 72 Stunden im sächsischen Grenzgebiet aufhalten durften, mußten reichsdeutsche Ausflügler bereits nach 48 Stunden aus den böhmischen Grenzorten zurückkehren. Touristen-, Sport- und Wandervereine



## Nr. 263. Neuregelung des kleinen Grenzverkehrs mit der Tschechoslowakei.

1908 II A.

Dresden, 12. Juli 1922.

Am 3. d. M. hat in Bad Schandau zwischen Vertretern der zuständigen sächsischen und tschechoslowakischen Behörden eine Besprechung über die Regelung des kleinen Grenzverkehrs stattgefunden, als deren Ergebnis folgendes bekanntgemacht wird:

### I.

1. Die zur Zeit in beiden Staaten geltenden Bestimmungen über die Ausstellung der Dauergrenzausweise geben trotz der voneinander abweichenden Gültigkeitsdauer zu keinen Anständen Anlaß und bleiben daher auch weiter in Geltung. Nur sollen in Sachsen in Zukunft außer den örtlichen Polizeibehörden in den Grenzgemeinden und den durch Beschluß der Grenzamtshauptmannschaften gleichgestellten Gemeinden auch die Grenzamtshauptmannschaften selbst zur Ausstellung von Dauerausweisen befugt sein.

2. In der Tschechoslowakei erfolgt die Ausstellung der Grenzausweise, die auch dort mit Lichtbild zu versehen und nur Einwohnern der Grenzzone sowie den sich längere Zeit in dieser als Sommerfrischler usw. aufhaltenden Personen für die Dauer ihres Aufenthalts zu erteilen sind, durch die Gemeindebehörden unter Bestätigung durch die Gendarmeriestationen.

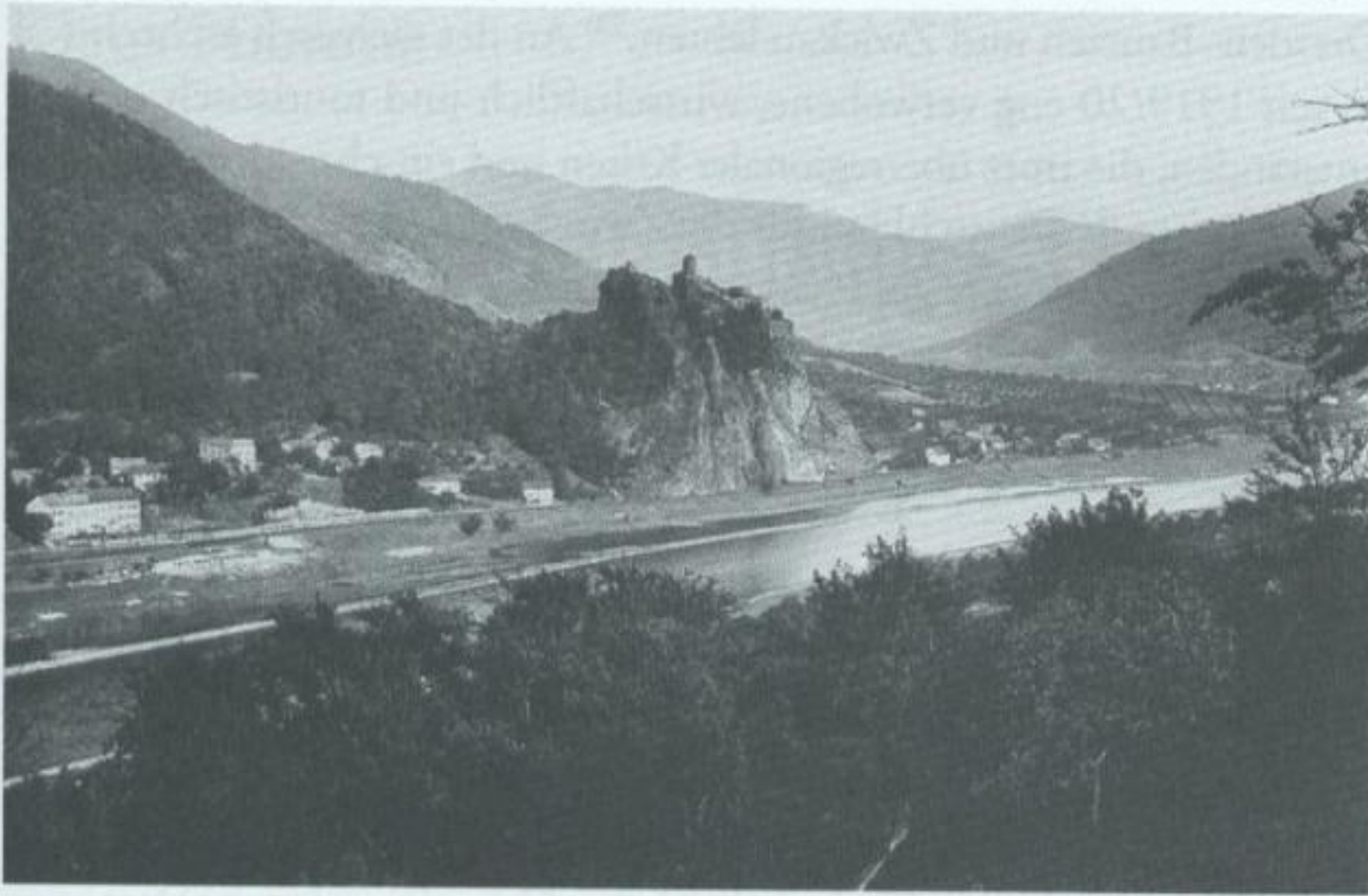
3. Die in Sachsen von allen zuständigen Behörden für die Ausstellung der Dauerausweise einheitlich zu erhebende Gebühr beträgt bis auf weiteres 10 M.

### Verordnung zur Neuregelung im Grenzverkehr (Ausschnitt)

nutzten den offenen Grenzraum verstärkt für ihr Vereinsleben. Auch grenzüberschreitende Autobuslinien, wie der von der Dresdner Kraftverkehrsgesellschaft eingerichtete Linienverkehr zwischen Dresden und Tetschen-Bodenbach (über Pirna, Königstein, Peiperz, Obergrund), prägten das Erscheinungsbild des kleinen Grenzverkehrs.<sup>16)</sup>

Im Jahre 1928 trat eine Neuregelung des kleinen Grenzverkehrs in Kraft, die u. a. den mehrwöchigen Kur- oder Erholungsaufenthalt in Kurorten des Grenzgebietes erlaubte, auf jeglichen Sichtvermerk verzichtete und obligatorische Farben (grün auf tschechoslowakischer Seite; gelb auf deutscher Seite) für die Grenzausweise festlegte.<sup>17)</sup> Einem zeitgenössischen Zeitungsbericht vom Juli 1928 aus Prag zufolge waren »sie wieder da, die Sachsen, gemütlich, wißbegierig und ... fröhlich rollt die dauernd gesundete Mark ins Land, wo sie mit ihren Bringern begeistert aufgenommen wird, da hier und heute das Schreckgespenst des Ausverkaufs nicht mehr aktuell ist ... Kommt der bescheidene Sachse zumeist auf Schusters Rappen ins böhmische Land, so flitzen die Gruben- und Fabrikherren Preußisch-Schlesiens in schnittigen Autos daher ...«<sup>18)</sup> Dieser Bericht verweist auf das Problem des Sozialgefälles im deutsch-tschechoslowakischen Grenzgebiet. Trotz der durchaus vorhandenen Krisenanfälligkeit konnte sich die Wirtschaft in Sachsen und in Schlesien intensiver entwickeln als auf böhmischer Seite. Das hatte auch eine Abwanderung von deutschen und tschechischen Arbeitskräften ins hochindustrialisierte Sachsen zur Folge, die vor allem während der Weltwirtschaftskrise 1929/32 verstärkt einsetzte. Zuwanderer aus Böhmen fanden in den Ziegeleien, den Textilfabriken oder Bergwerken Sachsens Arbeit. Im Jahre 1925 lebten etwa 77 000 tschechoslowakische Staatsbürger, darunter ca. 71 000 Sudetendeutsche und 6 000 Tschechen, in Sachsen. Bis 1929/30 wuchs die Anzahl der Staatsangehörigen der Tschechoslowakei in Sachsen auf etwa 100 000 Personen an.<sup>19)</sup> Der kleine Grenzverkehr begünstigte das saisonale Grenzgängertum zur Arbeitsaufnahme in grenznahen sächsischen Industrie- oder Handwerksbetrieben. Hierzu stehen Untersuchungen weiter aus.





Blick über Aussig/Ústí n. L. zum Schreckenstein

Das Jahr 1933 brachte zunächst Einschränkungen für den kleinen Grenzverkehr mit sich. So verfügte der Reichsminister des Innern am 1. April 1933 die Wiedereinführung des Ausreisepassvermerks beim Grenzübertritt. Es ging um eine stärkere Kontrolle der ausreisenden Personen, »deren Aufenthalt den Interessen des Reiches und der nationalen Bewegung entgegensteht.«<sup>20)</sup> Zugleich sollten Devisenschmuggel und Steuerschiebung unterbunden werden. Den Landesregierungen blieb es aber überlassen, von sich aus hinsichtlich des kleinen Grenzverkehrs entsprechende Maßnahmen zu treffen.

Die sächsische Regierung entschied daraufhin, künftig nur noch Grenzausweise mit Sichtvermerk (Lichtbild) ausstellen zu lassen, doch ansonsten die bisherigen Rahmenbedingungen für den kleinen Grenzverkehr zu belassen. In einer direkten Einschränkung dieser Grenzbeziehungen sah sie weitreichende wirtschaftliche Folgen.<sup>21)</sup> Aber auch auf böhmischer Seite machten sich die zeitweiligen Störfaktoren des regionalen Grenzaustausches bemerkbar. So beklagte beispielsweise die Gastwirte-Gesellschaft Georgswalde-Philippisdorf/Jiříkov-Filipov den Rückgang des Besucherstromes. Letztlich wurden Umfang und Rahmen des kleinen Grenzverkehrs nach den zeitweiligen Schwankungen des Jahres 1933 nicht verändert. Doch das nach 1934/35 zunehmende Konfliktfeld des tschechisch-sudetendeutschen Verhältnisses blieb nicht ohne Auswirkungen auf den kleinen Grenzverkehr, zumal sich dieser Konflikt gerade im böhmischen Grenzgebiet auflud. Das Land Sachsen stellte auch weiterhin ein Zielland für über 50 000 sudetendeutsche Arbeitskräfte dar, die bis Mitte 1938 eine Beschäftigung in der sächsischen Industrie gefunden hatten.<sup>22)</sup> Ihre im Vergleich mit den Einwohnerzahlen des Jahres 1929 weitaus geringere Anzahl erklärt sich u. a. aus dem Sachverhalt, daß eine Vielzahl von ihnen inzwischen die reichsdeutsche Staatsbürgerschaft angenommen hatten. Es ist mit hoher Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, daß im Jahre 1938 etwa 52 000 Sudetendeutsche und über 6 000 Tschechen, beide Gruppen tschechoslowakische Staatsangehörige, in den Großstädten Dresden, Chemnitz und Leipzig sowie in den



Kreishauptmannschaften Dresden–Bautzen und Zwickau lebten.<sup>23)</sup> An der sächsisch-tschechoslowakischen Grenze waren seit 1919/20 eng verwobene, wirtschaftlich und touristisch stark ausgeprägte Beziehungen entstanden, die trotz überregionaler Krisen und einschneidend veränderter politischer Machtverhältnisse in Deutschland für die Zwischenkriegszeit dauerhaften Bestand hatten und wohl in Europa ein einzigartiges Phänomen grenznachbarlicher Beziehungen darstellten.

### Anmerkungen

- 1) Haas, Hans: Die deutsch-böhmische Frage 1918/19 und das österreichisch-tschechoslowakische Verhältnis (Teil 1). In: *Bohemia*, Jahrbuch des Collegium Carolinum, Bd. 13, München/Wien 1972, S. 338–342
- 2) Remes, Friedrich W.: Die Sorbenfrage 1918/19. Untersuchungen einer gescheiterten Autonomiebewegung, Bautzen 1993, S. 137–141
- 3) Gütersloh, Birgit: Die Vertretung sächsischer Interessen auf internationalem Gebiet gegenüber Reichsorganen von 1918 bis 1933. In: Bramke, Werner/Heß, Ulrich (Hrsg.): Sachsen und Mitteldeutschland. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen im 20. Jahrhundert, Weimar/Köln/Wien 1995, S. 201 – 204
- 4) Zitiert nach: Gütersloh, S. 201
- 5) Das noch in den 1920er Jahren auf tschechoslowakischem Staatsgebiet arbeitende sächsische Grenzgendarmarie-Kommissariat in Bodenbach/Podmokly, etwa 15 km elbaufwärts von der sächsischen Grenze entfernt, stellt eine außergewöhnliche Besonderheit dieser Zeit dar, die offenbar noch in der sächsisch-österreichischen Tradition zu suchen ist.
- 6) Sächsisches Hauptstaatsarchiv (im folgenden Sächs. HStA), Außenministerium (A Min), 1847
- 7) Beispielsweise besaßen die folgenden Gemeinden der Grenz-Amtshauptmannschaft Auerbach das Dienstrecht zur Ausstellung von Grenzausweisen: Klingenthal, Brunndöbra, Friedrichsgrün, Hammerbrücke, Jägersgrün, Obersachsenberg, Oberzwota, Morgenröthe-Rautenkranz, Mühlleiten, Tannenbergstal, Untersachsenberg, Georgenthal, Muldenberg, Zwota.
- 8) Sächs. HStA, A Min, 1847
- 9) Ebenda
- 10) Ebenda. – Siehe Abdruck der sächsisch-tschechoslowakischen Vereinbarung vom 3. 7. 1922 im Gesetzblatt der Regierung des Freistaates Sachsen Nr. 263/1922.
- 11) Dolezel, Stephan: Die deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen von ihren Anfängen bis zum Ausgang der Ära Stresemann (1918–1929). In: Die demokratisch-parlamentarische Struktur der Ersten Tschechoslowakischen Republik, München/Wien 1975, S. 231–233
- 12) Sächs. HStA, A Min, 7005
- 13) Im Sommer/Herbst 1922 wurde eine Tschechoslowakische Krone zu etwa 30 Deutscher Mark gewechselt.
- 14) Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag, Teil II. Vom Kabinett Beneš bis zur ersten übernationalen Regierung unter Švebla 1921–1925. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Manfred Alexander, München 1994, S. 122
- 15) Sächs. HStA, A Min, 1847
- 16) Schade, Ernst A.: Verkehrsverbindungen zwischen Nordböhmen und Sachsen, Unveröffentl. Manuskript, Dresden 1994, S. 3–4. – Der Autor dankt Herrn Ernst A. Schade, der in Obergrund und Bodenbach aufgewachsen ist und nach der Zwangsaussiedlung der Deutschen in Dresden Aufnahme fand, für die Nutzung der o. g. Arbeit.
- 17) Sächs. HStA, A Min, 1848
- 18) Ebenda
- 19) Ebenda, 1714
- 20) Ebenda, 1848
- 21) Ebenda
- 22) Czok, Karl (Hrsg.), Geschichte Sachsens, Weimar 1989, S. 499
- 23) Sächs. HStA, Innenministerium, 11 687



Klaus Hammer

## Expressionistisches Theater in Prag und Dresden

Ernst Deutsch kam aus dem Prag Rilkes, Max Brods, Meyrinks und Kafkas. Berthold Viertel holte ihn schon früh an die Wiener Volksbühne, Wiens damaliges Avantgarde-Theater. Bei seinem darauffolgenden Engagement an das von Adolf Edgar Licho in ähnlichem Sinne geführte Dresdner Albert-Theater kreierte Deutsch am 8. Oktober 1916 in einer geschlossenen Vorstellung die Titelrolle in Hasenclevers antirealistischem Drama »Der Sohn«, diesen »Signalstoß einer heraufdrängenden Generation: Ernst Deutsch schritt in Trance durch die Akte, Abbild des Ekstatikers, tiefäugig, glühend, gegängelt von höherem Willen.«<sup>1)</sup> Seine Uraufführung hatte das 1913/14 entstandene Stück aber bereits am 30. September am Prager Landestheater erlebt.

Erst allmählich hatte sich dort das alte Stammhaus auf dem Obstmarkt zu einer Art Volksbühne verwandelt, die das österreichische Volksstück und das deutsche Zeitstück (G. Hauptmann, Sudermann, Fulda u. a.) bevorzugte. Richard Strauß und Wedekind wiesen den Weg zur expressiv nervösen Kunst. Heinrich Teweles wagte 1912 den ersten Schnitzler- und Gerhardt-Hauptmann-Zyklus. Vor seinem Rücktritt 1918 hatte Teweles noch die Kammerspiele nach dem Vorbild Reinhardts im alten Prager Ständetheater ins Leben gerufen, die mit der Uraufführung von Hasenclevers »Der Sohn« in der Regie von Hans Demetz eröffnet wurde. So hielt der Expressionismus in Prag seinen Einzug. Einerseits bezog man sich auf die gesellschaftliche Realität, indem man das Theater wieder als »moralische Anstalt«, Tribüne und politische Kanzel betrachtete; andererseits bewegte man sich durch zunehmende Abstraktion und unliterarische Spielformen von ihr weg. Dramatischer Text, Bühnenpräsentation, Autor, Schauspieler, Regisseur und Zuschauer sollten zu einer Einheit der »Beseelten« verschmelzen, die in einer Art voluntaristischen Akt sich zu nicht entfremdeten Individuen, zu »Menschen« wandeln. Die Sprache, das Wort avancierte zum entscheidenden Medium des Theaters.

Die Kammerspiele brachten in der Folge Strindbergs »Totentanz« und »Rausch«, Max Brods »Die Höhe des Gefühls« und am 8. September 1918 die Erstaufführung von Wedekinds »Frühlings Erwachen«. Aber auch außerhalb der Kammerspiele umfaßte das Repertoire der Kriegsjahre Strindbergs »Ostern«, »Der Vater« und »Kameraden«, Sternheims »Der Snob« und »Die Hose«, Werfels »Troerinnen«.

Das Albert-Theater, an das Licho Deutsch geholt hatte, war ein Haus der jungen Talente und stand in betontem Kontrast zu dem vom Grafen Seebach geführten konventionelleren Hoftheater. Gerade von Dresden gingen die neuen Richtungen aus, in der Malerei durch den Kreis der Brücke, in den Massenaufführungen durch die Bildungsanstalt von Jacques-Dalcroze in Hellerau, im Ausdruckstanz von Mary Wigman und im Theater durch Licho, der zu Reinhardts



frühesten Schauspielern gehörte. In der Aufführung von Hasenclevers »Der Sohn« hatte Licho die Rolle des tyrannischen Vaters übernommen, des Geheimrats, der seinen überschwenglichen Sohn als »Landstreicher auf der Straße des Gefühls« verhöhnt und den Achtzehnjährigen mit der Reitpeitsche traktiert. Das expressionistische Wandlungs drama »Der Sohn«, vom Autor 1916 als »Menschwerdung«, die den »Aufruhr des Geistes gegen die Wirklichkeit« am Konkreten bewußt machen und austragen soll, gedeutet, wurde von der im Ersten Weltkrieg aufwachsenden Jugend enthusiastisch begrüßt. Die konventionelle dramatische Form ist in eine lose Abfolge von Stationen aufgelöst, die ausschnitthaft Elemente einer subjektiv geordneten Umwelt vorführen. Die abstrakte Sprache steht ganz im Spannungsbereich zwischen emotional aufgeladenem Monolog und formelhaftem Gestus. Das Stück geriet zum Thesendrama, in dem die Ausgangsposition – daß der Mensch sich zu wandeln habe – in einer Serie von Variationen durchgeprüft und am Ende gestisch manifestiert wird.

Während in Dresden nur Deutsch den Sinn und die Symptomatik des Vater-Sohn-Kampfes erfaßte, fand im Januar 1918 Richard Weichert am Hof- und Nationaltheater Mannheim als erster den dafür erforderlichen, mit Lichtregie operierenden rhythmisierten Spielstil. Die Gestalt des Sohnes wurde, dem monologischen Charakter des Dramas entsprechend, in einem Lichtkegel beherrschend in die Mitte gestellt. Hier wurde nicht nur die Entgrenzung des Raumes sichtbar, sondern auch die Verlorenheit der Menschenseele, die Einsamkeit des Individuums, die Unfähigkeit zur Kommunikation.

Für den 1916 aus Dresden scheidenden Schauspiel direktor Carl Zeiss, der als Generalintendant nach Frankfurt berufen wurde, mußte am Dresdner Hoftheater ein Nachfolger gefunden werden. Karl Wolff, der am Münchner Hoftheater Dramaturg war, kam nach Dresden, inszenierte den 1. Teil von Strindbergs »Nach Damaskus« und Werfels »Troerinnen« und betrieb die Anstellung von Berthold Viertel. Am 18. Februar 1918 wurde Reinhard Görings »Die Seeschlacht« in der Regie von Ernst Lewinger uraufgeführt. Es spielt im Panzerturm eines Kriegsschiffes unter Matrosen, die einer Entscheidungsschlacht entgegenfahren. In totaler Ahnungslosigkeit gegenüber der bevorstehenden und vom einzelnen nicht mehr überschaubaren Katastrophe tragen sie die Widersprüche von Gehorsam und Meuterei, Krieg und Frieden, Pflicht und Versagung, Sinngebung und Sinnlosigkeit aus. Die Dialoge stilisieren sich zum oratorischen Stimmenspiel. Ein »defätistisches« Stück in einer Zeit, wo Durchhalteparolen zur letzten Entscheidung im Kriege, zur letzten großen Offensive ausgegeben wurden. Die Signale, das Abfeuern eines Riesengeschützes auf der Bühne, Pulverdampf und das Einschlagen der Geschosse in das Schiff, die Meuterei, der ausbrechende Wahnsinn und das Sterben der Mannschaft wurden atemberaubend dargestellt.

Oskar Kokoschka, der einer Prager Künstlerfamilie entstammte, war im September 1916 erstmals nach Dresden gekommen; die Chancen, an der Kunstakademie eine Professur zu erhalten, standen nicht schlecht. Hier entstand nach den schon 1909 und 1911 verfaßten Dramen »Mörder, Hoffnung der Frauen« und »Der brennende Dornbusch« das dritte Drama »Hiob«, eine erweiterte Fassung von »Sphinx und Strohmann«. Am 14. April 1917 hatte bereits die Aufführung dieser ersten umgearbeiteten Fassung im Züricher Dada-Klub »Voltaire« unter Regie von Marcel Janco stattgefunden; Hugo Ball und Tristan Tzara spielten Hauptrollen. Mit Deutsch, Heinrich George und Käthe Richter wurde dann am 3. Juni 1917 im Dresdner Albert-Theater



die Uraufführung der drei Kokoschka-Stücke »Mörder, Hoffnung der Frauen«, »Hiob« und »Der brennende Dornbusch« zustande gebracht. Kokoschka führte selbst Regie und entwarf das Bühnenbild, Käthe Richter und Ernst Deutsch spielten die Hauptrollen. Gegenüber Paul Kornfelds These, Kokoschkas Dramentexte seien »vom Wort gestützte Pantomime«<sup>2)</sup> meinte Camill Hoffmann: »Gerade das Umgekehrte begibt sich auf Kokoschkas Theater. Das Wort ist zuerst da und öffnet sich, gestützt durch szenisches Spiel.«<sup>3)</sup> Josef Sprengler dagegen sprach von einem »Zwitter aus Wort- und Bilderreigen«<sup>4)</sup>, weil vor der Einsicht in den Handlungsablauf und vor einem gültigen Textverständnis bildnerische Zeichen und dunkle Symbolvorgänge aufgerichtet seien. »Es ist das geistig Transitorische und Fluktuierende, dem Kokoschka mit fieberhafter Spannung nachgeht«, erkannte Max Dvořak auf Grund einer Analyse von Zeichnungen Kokoschkas<sup>5)</sup>, denn die Formen und Gehalte bleiben in Kokoschkas Dramen in Bewegung und in Schweben, lassen die Freiheit der Assoziation wie die fließende geistig-seelische Bewegung zu.

Kokoschkas expressionistische Vorläuferdramen suchen das Fehlen eines konkret bestimmten, programmatischen Auftrags mit der Überbetonung der neuen Form und der Forcierung des szenischen Spiels auszugleichen: die später unter dem Titel »Hiob« neubearbeitete Grotteske »Sphinx und Strohmann« ist von der absurden Komik eines kabarettistischen Hahnreispiels geprägt und parodiert das traditionelle Drama und Theater mittels illusionsbrechender Gags und Effekte. Die zweite Fassung entlarvt die »verkehrte Welt« zwischenmenschlicher Beziehungen, die Neubearbeitung »Hiob« wird zur Menschheitskomödie erhöht.

Manches in Kokoschkas Dramen dürfte die Dresdner Zuschauer ziemlich schockiert haben, wenn es z. B. in den Bühnenanweisungen zu »Mörder, Hoffnung der Frauen« heißt: Mädchen »legen sich mit den Männern wälzend und paarend rechts auf den Boden«. Die vier Fassungen dieses Schauspiels verpflichten sich bereits als positiver Gegenentwurf zu »Sphinx und Strohmann« der expressionistischen Kunstgesinnung; in der 4. Fassung wird das Geschehen ins Parabolische erhöht, als Universaltragödie und Mysterienspiel ausgewiesen. Die sprachliche Mitteilungsfunktion soll durch Gebärden, Posen, Bewegungsornamente aufgefangen und mit dem Einsatz von Licht, Farbe, Bild und Bewegung wettgemacht werden. Während in Prag 1920 Hasenclevers »Die Menschen« uraufgeführt wurden, brachte Berthold Viertel, der den expressionistischen Regiestil maßgeblich prägte, in Dresden 1919 Stücke von Sternheim und Friedrich Wolf, Hasenclever, Georg Kaiser und August Stramm auf die Bühne des Schauspielhauses. So waren das Landestheater in Prag und das Schauspiel in Dresden der erste Sammelplatz der neuen Kräfte des Expressionismus, lange bevor dann Berlin den Vorrang in der expressionistischen Theaterlandschaft übernehmen sollte.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Camill Hoffmann, Theater in Dresden, in: Das junge Deutschland, Jg. 1919, S. 204

<sup>2)</sup> Theaterzettel zur Dresdner Uraufführung, auszugsweise in: Katalog der Expressionismus-Ausstellung, Marbach 1960, S. 86f.

<sup>3)</sup> Camill Hoffmann, Kokoschkas Dichtung und Theater, in: Das Kunstblatt, Jg. 1917, H. 7, S. 220

<sup>4)</sup> Josef Sprengler, Kokoschkas Bühnendichtungen, in: Hochland, 19. Jg. (1921/22), S. 677

<sup>5)</sup> Max Dvořak, Vorwort zu Variationen über ein Thema, zehn Lichtdrucke nach Zeichnungen Kokoschkas, Wien 1921; zitiert nach: H. M. Winkler, Oskar Kokoschka, München 1956, S. 40



Dieter Hoffmann

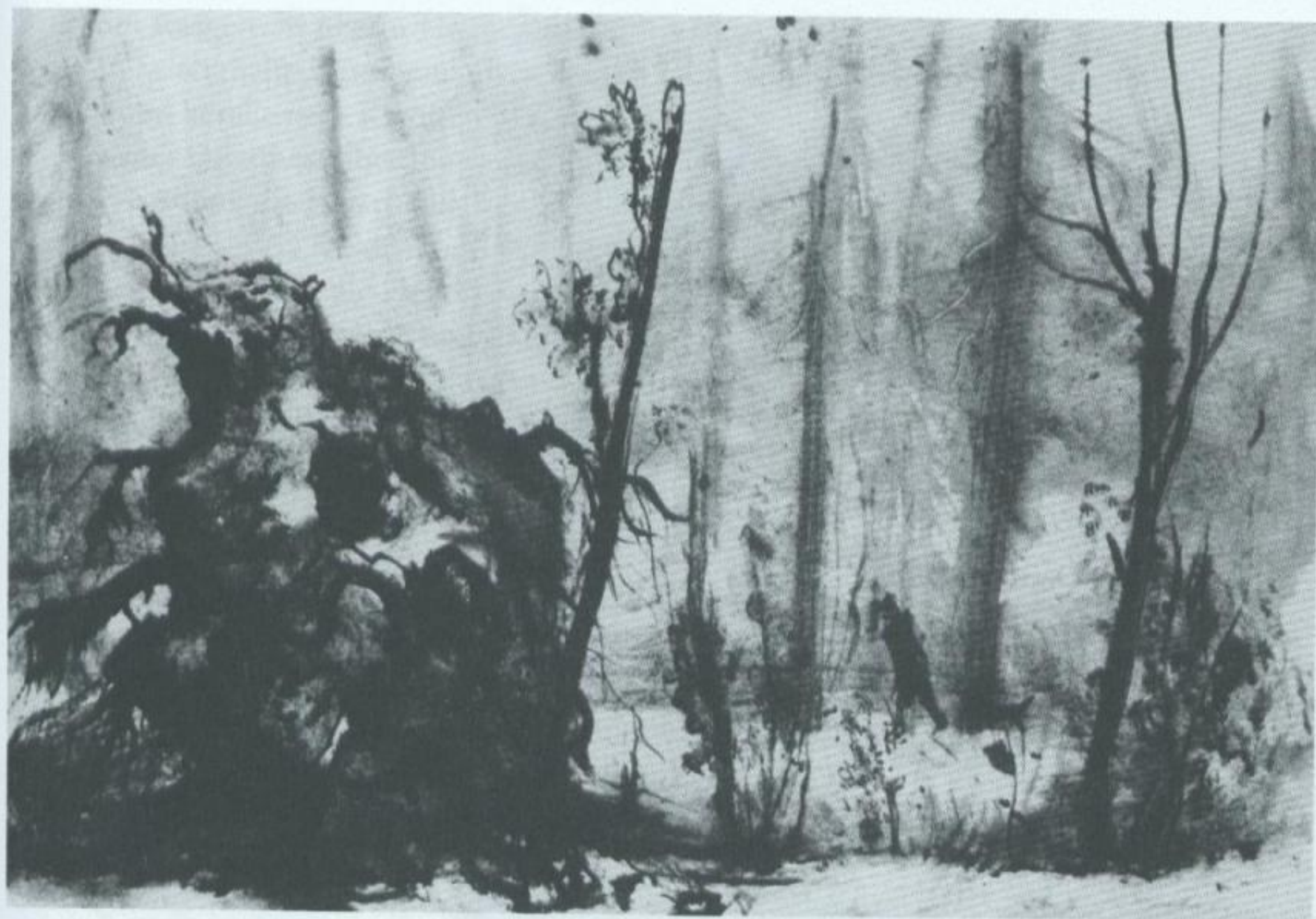
## Beziehungen zwischen Dresden und Böhmen in der Kunst des 20. Jahrhunderts

Nach Anton Raphael Mengs, Caspar David Friedrich und Ludwig Richter – was hatten Sachsen und Böhmen in der Kunst einander noch zu bieten? Viel! Zwei Professoren der Dresdner Kunstakademie kamen aus Böhmen, der unauffällige Emanuel Hegenbarth (1868–1923) aus Böhmischem-Kamnitz, und der problematische Richard Müller (1874–1954) aus Tschirnitz. Hegenbarth war hier von 1903 bis zum Tode tätig, Müller von 1900 bis 1935. Zu den weiterwirkenden Verdiensten Emanuel Hegenbarths gehört, und das ist nicht gering, daß er seinen jüngeren Vetter Josef nach Dresden zog, der dann seine endgültige Ausbildung bei dem aus Norddeutschland gebürtigen, in München und Paris geschulten Gotthardt Kuehl erfuhr. Die Verdienste Richard Müllers liegen in dessen Zeichendrill, dem ganze Generationen zu frönen hatten, von George Grosz und Max Ackermann bis zu Curt Querner und Hans Körnig; als »Proto-Neusachlichkeit« hatte seine Mal- und Zeichenkunst mehr oder weniger geheimen Einfluß auf Otto Dix und seine Schule, wengleich das oft geleugnet wird. Vom Böhmischem schien Müller bald Abschied genommen zu haben, in der ersten Monographie, 1921, findet sich unter den Abbildungen nur eine Zeichnung vom Inneren der »Geigenmühle (Böhmen)« ohne Datierung, in der zweiten, 1995, nur ein Gemälde »Böhmischer Bettler« aus dem Jahr 1916.

Die Dresdner Expressionisten des Freundschaftsbundes »Brücke« genossen zu Hause zwar die »Bohème«, reisten an die Ostsee, aber das nahe Böhmen war für sie ein zu weites »Böhmen am Meer«, wie es einst Shakespeare gedacht hatte. Um so bedeutsamer die Ausnahme: Otto Mueller (1874–1930), Kind einer »böhmischen Magd«, im schlesischen Riesengebirge geboren, 1911 in Berlin zur »Brücke« gestoßen, die sich schon aufzulösen begann, unternahm ein Jahr später mit Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) eine böhmische Reise, um den Sommer in Unischek bei Prag zu erleben.

Nach dem Ersten Weltkrieg war Dresden, wie Diether Schmidt hervorgehoben hat, »Grenzstadt«, und, wie er kritisch hinzufügte, »verlandender See, durch den nichts mehr durchfließt...« Aber noch immer gediehen die Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen innerhalb der Beziehungen zwischen Deutschland und nun der Tschechoslowakischen Republik. Die »Internationale Kunstausstellung Dresden 1926« zeigte in der Abteilung »Tschecho-Slowakei« viele Künstler mit deutschem Namen, wie August Brömse. Unter Brömses Bild ist im Katalog als





Josef Hegenbarth, Böhmischer Urwald, Zeichnung 1940

Besitzer angegeben: »Deutsche Sektion des Kuratoriums der Modernen Galerie Prag«. Es bestand einträchtiges Beieinander, zumindest Nebeneinander.

Josef Hegenbarth (1884–1962) stellte in der Dresden-eigenen Abteilung aus, und zwar drei Gemälde: »Wildrind«, »Zwei Leoparden« und »Tanzpaar«. Hegenbarth hat aber vorübergehend – 1916/17 – auch in Prag gewirkt und gehörte der Prager und der Wiener Sezession an. Er empfand sich weder als Sudetendeutscher, noch später als DDR-Bürger, sondern expressis verbis als »Alt-Österreicher«. Schon 1905 war er aus dem nahen Böhmisches-Kamnitz nach Dresden gekommen, während des Zweiten Weltkrieges, 1943, wieder ins Elternhaus zurückgegangen. Er wollte dem drohenden Bombenkrieg ausweichen, mußte aber 1945 die Vertreibung als Deutscher erleiden und große Teile seines Lebenswerkes zurücklassen, das er erst in den späten fünfziger Jahren wiedersah. Hegenbarth reiste nicht gern, nicht einmal zwischen Dresden und Böhmisches-Kamnitz, aber er behielt sich allzeit ein böhmisch-musikantisches Element. Reine Landschaft ist in seinem Werk selten, aber es gibt einen böhmischen Wald, und vor allem böhmische Menschen-Typen, einen Waldarbeiter, einen Glasarbeiter, alte Männer und Frauen, manche ins Allegorische gehoben: »Bettlergestalten«, »Der Faulenzer«, »Der Scherenschleifer«, »Der Schinder«, »Beim Bartstutzen«, »Raufende«... – Die letzte Zeichnung des gläubigen Christen auf dem Sterbebett heißt »Überfahrt«; sie ruft – wenn auch in ganz anderem Stil – die Erinnerung an Ludwig Richters berühmtes Bild »Die Überfahrt am Schreckenstein« wach.





Ernst Hassebrauck,  
Kleines Dorfmädchen in Sebusein,  
Zeichnung 1927

Als Hegenbarth einundzwanzigjährig nach Dresden kam, wurde hier Ernst Hassebrauck (1905–1974) geboren. Der mithin eine Generation Jüngere machte 1927 seine erste Studienreise nach Böhmen, nach Sebusein, das in einem alten Reiseführer ein »Dorado der Künstler« genannt wurde. Hier zeichnete er einfache Jungen und Mädchen, einen Polizisten, einen »Säufer«, eine Wirtin vor dem Reklameschild »Elbschloßbier«. Wanderungen nach Libochowan und zum Milleschauer blieben nicht aus. Später, bei einer anderen Reise nach Böhmen, 1939, nun schon mit seiner Frau Charlotte, ließ es ihn weiter ausgreifen, sein erstarktes Interesse galt jetzt auch der Landschaft: Eine Photographie zeigt ihn mit der Staffelei im freien Feld – ein Landschaftsgemälde aber hat sich leider nicht erhalten, lediglich wurde noch eine Zeichnung vom Dubitzer Kirchlein ausfindig gemacht. Bekannt ist aber das Vanitas-Gemälde eines blumengeschmückten Kalbkopfs, von dem die Anekdote weiß, daß der Künstler das Stilleben im leeren Tanzsaal des Gasthofs von Sebusein gemalt hat und Charlotte das Bild noch farbnah im



Fährboot waagrecht überm Haupt haltend ans andere Ufer der Elbe nach Salesl getragen habe. In Salesl malte Hassebrauk dazu ein erfrischendes Küchenstück, hellgrüne Kohlrabi-bündel und korallenrote Karotten vor himmelblauen Kochtöpfen. – Die Hassebrauk-Retrospektive des Dresdner Albertinums 1979 wurde im Anschluß auch in Pilsen und Brünn gezeigt, in Städten, die Hassebrauk selbst nie gesehen hatte.

Conrad Felixmüllers Mutter stammte aus Buschullersdorf bei Reichenberg, aber erst 1924 sollte der Dresdner in die Heimat der Mutter reisen. Er malte die Bilder »Waldkapelle – betende Bäuerin (Böhmen)« und »Aussaat im Herbst (Böhmerwald Pfefferschlag)«. 1935 malte er zweimal die Karlsbrücke mit dem Hradschin in Prag.

Der Dresdner Willy Kriegel (1901–1966) malte 1928 eine terrassenartige, fast monochrom grün gehaltene »Böhmische Landschaft«, die er nicht näher lokalisierte, 1927 eine Parklandschaft von oben gesehen, den Badeort »Teplitz« –, wie eine Mischung aus Paris und Kötzschenbroda.

Mancher, von dem man es nicht weiß, ist nach Böhmen gereist, hat in Böhmen gezeichnet oder gemalt. Von Fritz Tröger (1894–1978) heißt es in einem Abriß biographischer Daten: »Zwischen 1924–1930 Studienreisen nach Italien (1924), Spanien und Portugal (1927), Tschechoslowakei und Österreich (1929) und Frankreich (1930)«. Eigenartig, daß die nahe Tschechoslowakei erst an dritter Stelle steht, immerhin vor Paris. Seit 1936 hatte der Dresdner auch ein Landatelier in Laske bei Kamenz, die Lausitz konnte ihm Böhmen ein wenig ersetzen.

Curt Querner (1904–1976), der es einem Seume nachtut, wenn auch nicht bis Syrakus, so doch mehrmals durch das südliche Deutschland, hat seine erste Fußreise 1928 mit dem Bildhauer Fritz Böhme von Dresden nach Prag gemacht und von da weiter nach Wien und über Salzburg, München und Nürnberg nach Dresden zurück. Leider ist von dieser Reise, im Gegensatz zu seinen anderen, kein Brief, kein Tagebuch, keine Skizze bekannt, doch führt Christian Dittrich im Werkverzeichnis ein vor 1931 entstandenes Wasserfarbenblatt »Böhmische Landschaft« als »verschollen« auf.

Anders haben sich von Albert Wigand (1890–1978) Blätter und Tagebuchnotizen seiner böhmischen Reisen erhalten. Der gebürtige Hesse, zeitlebens in kunstfremden, oft Schwerarbeiterberufen tätig, nutzte die wenige freie Zeit gern für kurze Fahrrad-Touren ins Böhmische. Der Katalog einer Wigand-Ausstellung der Hamburger Galerie Christian Zwang bildet mehrere ab, darunter: »Straße in Böhmisch-Eisenstein«, »Gaststube in Böhmisch-Eisenstein«, »Zimmer in Böhmisch-Eisenstein« (alle 1930, wohl von der ersten Reise), dann Motive aus Leitmeritz, Zwickau in Böhmen, Libochowan, Lobositz, Zirkowitz«... Eine der böhmischen verwandte Landschaft hatte Wigand auch in der sächsischen Lausitz erfahren, die er liebte. Belegt ist 1934 eine Reise nach Prag, zum Begräbnis des Hallenser Photographen Heinrich Koch, der mit Wigands Jugendfreundin Benita Otte, einer Bauhaus-Schülerin, verheiratet war, seit 1933 in Prag lebte und dort tödlich verunglückte. Im Tagebuch, unterm 3. Januar 1940, findet sich die Eintragung: »Fußtour durch Böhmen, Dubitzer Kirchlein, Libochowan, Leitmeritz, Lobositz, Wellemin, dort wohnte ich ein paar Tage. Milleschau. Zeichnete einiges. Sehr schöne Motive. Kunsthändler Kühl nimmt ein paar Zeichnungen in Kommission, ich freue mich.« Ob der





Albert Wigand, Treppe in Leibniz, Zeichnung 1939

Titel einer Zeichnung »Tränen über Wellemin« auch politisch zu deuten ist, muß bei diesem unpolitischen Menschen dahingestellt bleiben, doch war er so überaus sensibel, daß er ein politisches Klima implizit registrierte. Das Blatt, im »Mai 1939« gezeichnet, im »Mai 1945« überarbeitet, trägt beide Jahreszahlen wie symbolträchtig.

Ungeachtet der nazistischen Knebelung des schon vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nun »Protektorat Böhmen und Mähren«, ließ sich der verfemte Otto Dix (1891–1969), der sich seit 1933, aus seinem Dresdner Lehramt vertrieben, in die Landschaft, die des Hegau am Bodensee, verbannt fühlte, nicht abhalten, 1940 und wieder 1942 böhmische Landschaften zu malen, zunächst eine liebliche, »Das Elbtal in Böhmen«, dann solche des Böhmisches Mittelgebirges wie auch des schlesisch-böhmischen Riesengebirges, in deren Felsen und Schroffen er die gefährlich-heroische Zeit spiegelt – als würde alles Schützengraben.

Doch hörte die Verbindung der Dresdner Künstler zum alten Böhmen auch nach 1945 nicht ganz auf. Im Gegenteil: Der Photographiker Ulrich Lindner (geb. 1938), der sich zur Anciennität, zum Widerspruch gegen den Zeitgeist bekennt, nutzte über viele Jahre hin jeden Urlaub, die Landschaften der Tschechoslowakei mit ihren intakten Schlössern zu »atmen« und ins Bild zu nehmen, er hat die Fülle im Atelier noch gar nicht aufarbeiten können. – Der in Dresden (1930) geborene, wiewohl seit 1959 in Ost-Berlin lebende Bildhauer, Zeichner und Schrift-



steller Wieland Förster »pilgerte« gleichsam nach Kuks am Oberlauf der Elbe, um das barockphantastische Gesamtkunstwerk der religiösen Freiplastiken von Matthias Braun zu sehen. Er veröffentlichte hernach, 1985, »Sieben Tage in Kuks. Ein Tagebuch und Zeichnungen«, worin er seine Erlebnisse reflektiert. – Volker Stelzmann (geb. 1940), wie Förster in Dresden gebürtig, aber seit seinem achten Lebensjahr in Leipzig, und dort dann zum »Leipziger« Künstler geworden, seit 1986 in West-Berlin tätig, malte, ehe er die Katakomben von Palermo sehen konnte, die Dix und Hans Körnig gesehen hatten, 1982 im mährischen Brünn eine ähnliche Grab-lege, die »Kapuzinergruft« in einem graugrünen Querformat. Vorher schon hatte er in der Lausitz Böhmisches erspürt, in den Figuren der barocken Kanitz-Kyauschen Grabkapelle, als deren Schöpfer Franz Bühner aus Gabel in Böhmen vermutet wird. Stelzmann adaptierte ihr wahnsinniges Pathos in seinem Radier-Zyklus der »Haynewalder Elegien«.

Hans Körnig (1905–1990) lebte nach seinem Weggang von Dresden – während des Berliner Mauerbaus August 1961 – im finstersten Niederbayern, das ihm gelegentlich böhmisch erschien, so daß er schon 1964 wie selbstverständlich einen Aquatinta-Zyklus zu Franz Kafkas Roman »Das Schloß« hervorbringen konnte, in dem sein unfreiwillig-freiwilliger Ort »Niederwinkling Kreis Bogen Post Welchenberg« aufscheint.

Zu den Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen gehört auch, daß die Ehefrau Fritz Löfflers, des Mentors Dresdner Denkmalpflege und Moderne, Jaroslava (1899–1987), die in Dresden geborene Tochter eines böhmischen Diplomaten war. In Prag geboren, in Mannheim verstorben, ist der bis 1941 in Dresden tätige Maler Paul Berger-Bergner (1904–1978); auf der »Allgemeinen Deutschen Kunstausstellung Dresden 1946« war er, der nun in Oldenburg lebte, mit acht Arbeiten vertreten.

Unauslöschlich mit Dresden verbunden war Oskar Kokoschka (1886–1980), der 1916 zum erstenmal mit der Stadt in Berührung gekommen war, von 1917 bis 1923 dann hier lebte, seit 1919 eine Professur innehatte, zehnmal das Neustädter Elbufer malte und in mehreren anderen Bildern topographische Elemente der Stadt plazierte hat. Der Österreicher verließ Dresden urplötzlich wieder, um sich ausgedehnten Weltreisen und Städtepanoramen hinzugeben. – Er hatte sich offenbar als Deutscher gefühlt – die »Internationale Kunstausstellung Dresden 1926« führt ihn in dieser Abteilung, nicht in der österreichischen. Vor der nationalsozialistischen Gefahr nun auch in Österreich, floh er nach Prag, nahm die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit an, malte die Hauptstadt, den Präsidenten Masaryk, lernte eine junge Tschechin kennen, die seine Frau wurde. Er huldigte aufs neue dem »Orbis pictus« des großen böhmischen Pädagogen Jan Amos Comenius, der ihm schon in seiner Kindheit einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte. Auch aus Prag mußte er fliehen, als die Deutschen einrückten, wurde in London britischer Staatsbürger und starb in der Schweiz. Als 1968 die Warschauer-Pakt-Staaten den Prager Frühling zertrampelten, protestierte der große alte Mann mit Wort und Bild.

Es bleibt ein Rätsel, warum in unserer unmittelbaren Gegenwart, da unverhofft die Freiheit in beiden Ländern wieder eingekehrt ist, zwischen Sachsen und Tschechien keine Beziehungen der Kunst mehr aufleben wollen.



## Böhmisch-Sächsischer Herbst 1938

Die Verbrechen sudetendeutscher Faschisten gegen das tschechische Volk begannen nicht erst mit der Annexion der Grenzgebiete der ČSR am 1. Oktober 1938. In Erörterungen über die Geschichte der Deutschen in der Tschechoslowakei wird die Rolle der Sudetendeutschen Partei (SdP) unmittelbar vor dem Münchner Diktat selten erwähnt. Im folgenden sei die Aufmerksamkeit auf ihre Aktivitäten im September 1938 gerichtet.<sup>1)</sup>

### 1. Nach dem »Anschluß« Österreichs: Die Weisung »Grün«:

Die am 5. November 1937 von Hitler bekundete Absicht, die Tschechoslowakei militärisch zu zerschlagen, wurde nach dem »Anschluß« Österreichs mit der Weisung »Grün« in eine Aufmarsch- und Feldzugsplanung umgesetzt. Hitler unterschrieb sie am 30. Mai 1938. Ihr erster Satz lautete: »Es ist mein unabänderlicher Entschluß, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen.«<sup>2)</sup> Als frühester Termin wurde am 18. Juni der 1. Oktober 1938 genannt. Ab 28. September hatte die Wehrmacht entsprechend angriffsbereit zu sein.

Die Vorbereitung auf diese Aggression umfaßte viele Stränge, die wichtigsten waren: Erstens die militärische Planung und dann die Mobilisierung, zweitens die diplomatische Isolierung der ČSR, insbesondere von seinen vertraglichen Verbündeten Frankreich und Sowjetunion sowie von Großbritannien<sup>3)</sup>, drittens die Ausnutzung und Vervielfachung aller inneren und äußeren Schwierigkeiten der ČSR; insbesondere sollten alle Nationalitätenkonflikte so geschürt werden, daß die irredentistischen, separatistischen und Autonomieforderungen den Staatsverband der ČSR zerreißen würden. Viertens wurde im Fall »Grün« erstmals eine Passage über den »Propagandakrieg« in eine militärische Weisung eingefügt. Er sollte die »Tschechei durch Drohungen einschüchtern und ihre Widerstandskraft zermürben, andererseits den nationalen Minderheiten Anweisungen zur Unterstützung des Waffenkrieges geben.«<sup>4)</sup> Ausgehend von dieser Passage sind die außenpolitischen Handlungen der Hitlerregierung, die psychologische Kriegführung in Presse und Rundfunk und die Tätigkeit der Sudetendeutschen Partei zwischen März und Oktober 1938 als Funktion der militärischen Aggressionsplanung zu begreifen.

### 2. »Anschluß euphorie« und Karlsbader Programm

Die Sudetendeutsche Partei nahm innerhalb des Spektrums der Waffen, die Hitlerdeutschland bei der Vorbereitung der militärischen Zerschlagung der Tschechoslowakei einsetzte, eine spezifische Stellung ein. Sie war eine legale Partei einer nationalen Minderheit innerhalb der





Blick auf Dečín, um 1938

ČSR, sie hatte Masseneinfluß und eine breite soziale Basis, und das machte sie für die Ziele der Hitlerregierung unersetzlich. Und die SdP konnte ihre Aufgabe für die geplante Aggression in der Tat nur erfüllen, wenn sie diese Spezifik bewahrte und entfaltete. Die Absicht, den kleineren Nachbarn vollständig zu verschlingen, konnte so eine Zeitlang als innerer Konflikt der ČSR, als Kampf um die Durchsetzung nationaler Lebensinteressen getarnt werden. Nach dem »Anschluß« Österreichs wuchsen Massenanhang und Masseneinfluß der SdP sprunghaft an: Die Partei zählte Ende März 770 000 Mitglieder. Unter Sudetendeutschen herrschte eine »Anschluß euphorie«, viele erwarteten den umgehenden Einmarsch der Wehrmacht. Die traditionellen bürgerlichen deutschen Parteien der ČSR schlossen sich der SdP an<sup>5)</sup>, die meisten Organisationen und Verbände »schalteten sich gleich« und anerkannten den Ausschließlichkeitsanspruch der SdP, für die deutsche Volksgruppe zu sprechen. Mit wachsender Zuspitzung der Situation und zunehmender Kriegsgefahr gelang es der SdP, mit Ausnahme der organisierten Arbeiterbewegung und weniger demokratischer Deutscher, die übergroße Mehrheit der deutschen Bevölkerungsgruppe auf eine faschistische Plattform zu verpflichten. Bei den nach der Maimobilisierung der ČSR in einer Kriegspsychose abgehaltenen Gemeindevahlen erhielten die SdP-Kandidaten im Mai und Juni 1938 rund 88 Prozent aller deutschen Stimmen.<sup>6)</sup> Danach beherrschte diese Partei die meisten Gemeinde- und Stadtverwaltungen



im sudetendeutschen Gebiet. Von den rund 3,2 Millionen Bürgern der ČSR deutscher Nationalität vereinigte die SdP im Juli 1938 über 1,3 Millionen in ihren Reihen.

Die SdP wurzelte als Massenbewegung in den deutschen Bevölkerungsgruppen der ČSR und war kein Produkt des Hitlerfaschismus. Jedoch: Keine »nationale Minderheit in Europa hatte weniger Grund zu Beschwerden als die deutsche in der Tschechoslowakei«. <sup>7)</sup> Die entscheidende Grundlage ihrer erfolgreichen Mobilisierung durch die SdP war – neben den Erfolgen Hitlers – zweifellos das jahrelange Massenelend der Arbeiter in der Folge der hier lange nachwirkenden Weltwirtschaftskrise <sup>8)</sup>. Die soziale Verwurzelung der SdP widerspricht ihrer Funktion als Diversionsinstrument der Hitlerregierung nicht. Am 28. März 1938 waren Henlein und Frank bei Hitler zum Befehlsempfang, der ihnen erklärte, die SdP habe nach außen selbständig zu handeln, um ihm »Raum und Möglichkeiten für ein eventuelles Eingreifen zu verschaffen«. <sup>9)</sup>

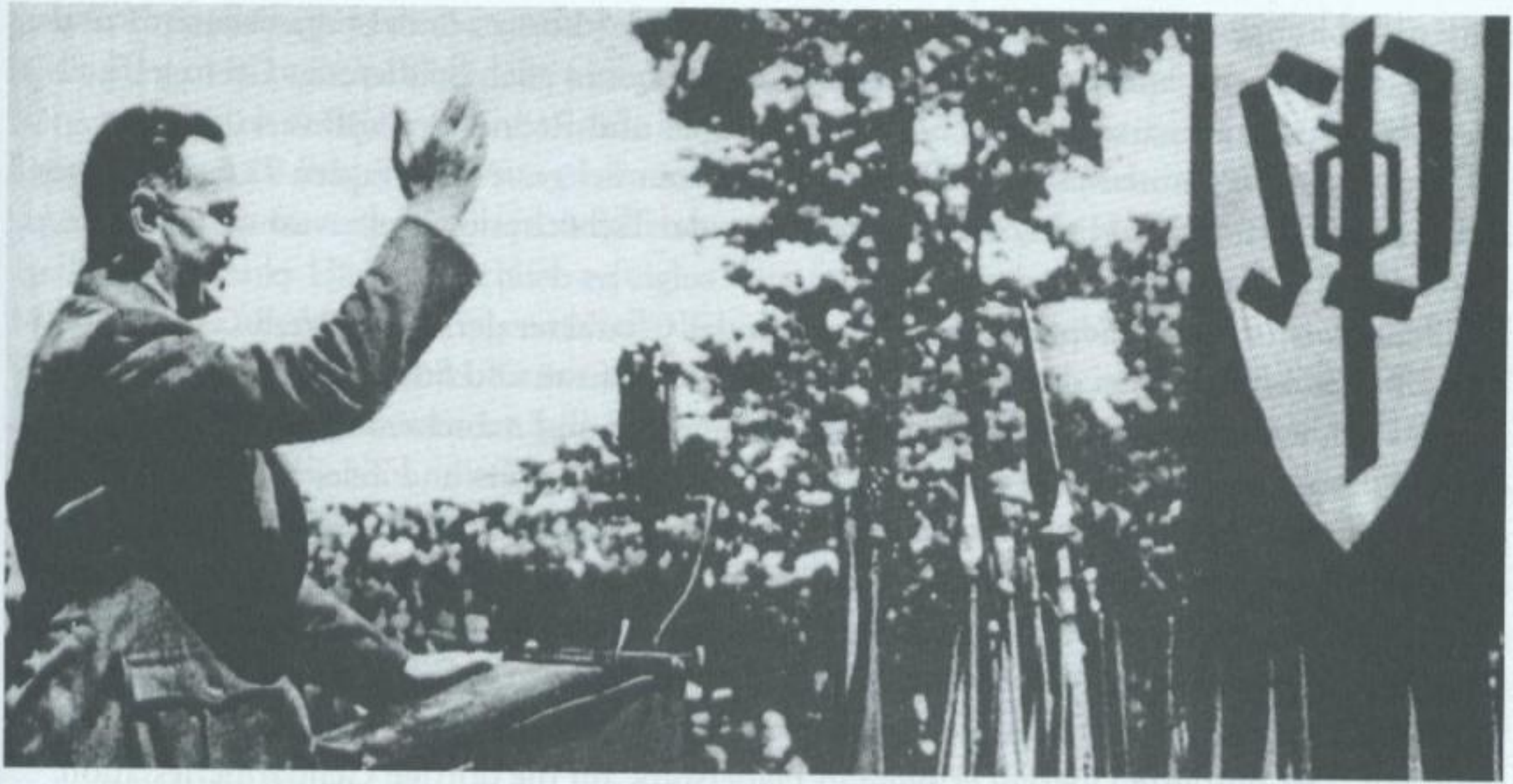
Für die Tätigkeit der SdP zwischen März und September 1938 entsprechend der Politik, die hinter der Weisung »Grün« stand, seien an dieser Stelle nur folgende wichtige Stränge benannt:

1. Seit März/April stieg die Zahl provokatorischer Aufmärsche und terroristischer Überfälle auf Antifaschisten ständig an, steigerte sich die Herausforderung der ČSR-Behörden; seit Mai gab es Zusammenstöße mit der Polizei.
2. Die SdP formierte ihre Ordner und schulte sie militärisch. Im Mai 1938 wurde der »Freiwillige deutsche Schutzdienst« (FS) gebildet, eine Art SA der SdP, die in den nächsten Monaten zum Hauptträger des Terrors werden sollte.
3. Auf dem SdP-Parteitag stellte Henlein am 24. April 1938 mit dem »Karlsbader Programm« entsprechend der Weisung Hitlers erstmals öffentlich Forderungen wie »Anerkennung der sudetendeutschen Volksgruppe als Rechtspersönlichkeit«, »volle nationale Selbstverwaltung« auf, die verbal im Rahmen der tschechoslowakischen Republik realisiert werden sollten, deren Realisierung jedoch nur die Zerstörung der ČSR bedeuten konnte und sollte. <sup>10)</sup>
4. Eine SdP-Verhandlungsdelegation unter Kundt führte vom Mai bis September Verhandlungen mit der Prager Regierung über ein Nationalitätenstatut der ČSR. Dabei wurde das »Karlsbader Programm« als Minimalprogramm präsentiert. Ungeachtet immer weiterer Zugeständnisse der Prager Regierung waren dies nur Scheinverhandlungen, hinter deren Vorhang die praktische Mobilisierung für die Zerstörung des Staates erfolgte. Nichts beweist dies schlagender als die zwischen Juni und August 1938 ausgearbeitete »Grundplanung O. A.« der SdP-Spitze. In diesem Dokument wird für die Zeit nach der »restlosen Eingliederung« der böhmischen Länder die Unterjochung, Germanisierung und Dezimierung der Tschechen programmiert. Der SdP-Führer sah sich darin bereits als »Reichsstatthalter für die böhmischen Länder« mit Sitz in Prag. <sup>11)</sup>

### 3. Der gescheiterte Aufstandsversuch der SdP in Westböhmen vom 13.–17. September 1938

Am 5. September 1938 sollte in Nürnberg der Reichsparteitag der NSDAP beginnen. Zu seiner massenpsychologischen Vorbereitung eskalierte die SdP in den Tagen zuvor ihre provokatorischen Aufmärsche und Kundgebungen noch einmal. Die Kreis- und Ortssekretariate waren Tag und Nacht fieberhaft tätig. Ihr Bereitschaftsdienst koordinierte Aufmärsche und Grenzzwischenfälle, Überfälle und organisierte Zusammenstöße mit der Polizei. Konspirative





Konrad Henlein bei einer SdP-Versammlung im Frühjahr 1938

Aktivitäten liefen den öffentlichen parallel. Um die Lage im Grenzgebiet zu verschärfen und zuzuspitzen, sollten die ČSR-Sicherheitsorgane zu hartem Eingreifen, möglichst zum Schußwaffengebrauch provoziert werden. Die nach Nürnberg gereiste SdP-Führung gab am 10. September von dort an die Kreisleitungen einen Aktionsbefehl: War bis zu diesem Tag die Zahl der provozierten Zwischenfälle noch begrenzt gewesen, der schwerste ereignete sich in Bodenbach, so wurden seit dem 10. September Auseinandersetzungen mit der Polizei überall zur Regel und zunehmend gewalttätiger. Seit dem 11. September gab es Verletzte auf beiden Seiten, seit dem 12. bewaffnete Zwischenfälle und gezielte Überfälle des Schutzdienstes auf Polizeistationen und Staatsgebäude. Der Masseneinsatz von SdP-Anhängern als Demonstranten sollte einerseits die Sicherheitskräfte blockieren und einschüchtern, andererseits die bewaffneten Terroristen des FS abschirmen. So demonstrierten am 12. in Außig und Karlsbad 15 000 Menschen, in Asch 8 000 SdP-Anhänger. Die Unruhen sollten am 13. September, einen Tag nach Hitlers Abschlußrede auf dem Nürnberger Parteitag, ihren Höhepunkt erreichen. Die Regie der Vorbereitungen lag bei Frank.

Parallel zu der entfesselten und manipulierten Gewalttätigkeit der SdP-Anhänger innerhalb der Tschechoslowakei fand in Deutschland eine kriegsmäßig organisierte Presse- und Rundfunkhetze gegen die ČSR statt. Beides diente zur massenpsychologischen Vorbereitung von Hitlers Rede und der Schaffung einer Kriegspsychose.

Auf die aufgeputschten SdP-Anhänger wirkte Hitlers Rede vom 12. September wie der Funke in einem Pulverfaß. Obwohl sich Hitler trotz massiver Drohungen an die Adresse der Prager Regierung peinlichst jeder konkreten Aufforderung oder Ankündigung von Gewalt enthielt, bildete seine Rede für die aufgeputschten sudetendeutschen Zuhörer das erwartete Signal und enthemmte ihren aufgestauten chauvinistischen Haß in eine aggressive Gewalttätigkeit, die



Hitlers Drohungen direkt in die Tat umzusetzen suchte. Sofort nach der organisierten Rundfunkübertragung begannen am Abend des 12. September in allen Städten des Grenzgebietes der ČSR Massenaufmärsche: Sprechchöre, Losungen und Redner der SdP verkündeten: »Unser Tag ist gekommen«, »Der Führer ist auf unserer Seite«, »Weg mit den Tschechen, weg mit der Polizei!«, »Adolf Hitler, mach uns frei von der Tschechoslowakei!« – sowie »Hängt Benesch!«

In dieser Nacht zum 13. September änderte sich der Charakter der eingesetzten Gewalt. Dominierten bis dahin bei den Aufmärschen Geschrei, Fäuste und Steine, so setzten die Gruppen des Schutzdienstes nun Pistolen, Maschinengewehre und mancherorts auch Granatwerfer ein. Ihre bewaffneten Sabotageakte richteten sich gegen Telefon- und Telegraphenverbindungen, gegen Eisenbahn- und Straßenverkehr, gegen Geschäfte, Wohnungen und Büros, vor allem aber gegen öffentliche Gebäude, Gendarmerieposten und Zollstationen. Denn obwohl die SdP seit den Gemeindewahlen 1938 in fast allen Orten des Grenzgebietes die Bürgermeister und die kommunalen Verwaltungen stellte, war sie von jenen Sektoren der Staatsmacht wie Polizei, Gendarmerie, die von den zentralen Staatsbehörden direkt geleitet wurden, ausgeschlossen. Der blutigste Überfall erfolgte in Habersbirk auf die dortige Gendarmeriestation. Allein am 13. September 1938 forderten die Terrorakte der SdP 13 Todesopfer und sehr viel mehr Verletzte. Am 14. fanden schwere Feuergefechte in Schwaderbach, Graslitz, Wernstadt, Silberbach und erneut in Habersbirk statt, das schwerste allerdings in Eger: Dort hatte die SdP das Hotel »Victoria« zum Waffenlager und Stützpunkt ausgebaut, von dem aus die Polizei beschossen wurde. Bis zum Abend des 14. waren insgesamt 23 Todesopfer zu beklagen. Während des Aufstands fanden weiterhin täglich Massendemonstrationen statt. Gleichzeitig organisierte der FS Grenzdurchbrüche.

Polizei und Regierung der ČSR sowie die ausländische Presse bezeichneten die Kämpfe bereits am 13. September als staatsfeindlichen Putschversuch. Die Staatsorgane der ČSR sollten durch den Aufstand eingeschüchtert, gelähmt, verdrängt und nach Möglichkeit durch eigene Machtorgane ersetzt werden. In den meisten größeren Orten konnte die Staatsgewalt nicht überwältigt werden.

In den Vormittagsstunden des 13. September verhängte die Prager Regierung das Standrecht über die umkämpften Kreise Falkenau, Eger, Karlsbad, Elbogen, Neudek, Kaaden, Preßnitz und Böhmisches Krumau und dehnte es in den folgenden Tagen auf weitere Kreise aus. Sie entsandte Militär- und Staatsschutzeinheiten, die die Widerstandsnester der SdP niederkämpften, die Staatsverwaltung dort wieder errichteten, wo die SdP sie hatte an sich reißen können, sowie die Grenzbefestigungen besetzte. Diese Kräfte setzten das Standrecht durch und machten der Gewalt des Schutzdienstes ein Ende. Zwar fanden die schwersten Kämpfe mit den Aufständischen erst am 14. und 15. September statt – der letzte in Schwaderbach, doch es waren Rückzugsgefechte. Die Kämpfe vom 12. bis zum 17. September 1938 hatten 27 Todesopfer, davon elf Sudetendeutsche, gefordert.

Das Standrecht schloß ein Versammlungsverbot und eine Beschlagnahme der SdP-Zeitungen ein. Aus Nürnberg nach Eger zurückgekehrt, stellte Frank am 13. September 1938 um 18 Uhr der Prager Regierung im Namen Henleins ein Ultimatum: Binnen sechs Stunden habe sie das



Standrecht aufzuheben, die Staatspolizei aus den Grenzgebieten zurückzuziehen, die Soldaten in die Kasernen zurückzubeordern und die Polizeigewalt in den umkämpften Gebieten an die Bürgermeister zu übergeben. Andernfalls lehne die SdP jede Verantwortung für die weiteren Ereignisse ab. Die Prager Regierung konnte weder das Standrecht aufheben noch seine Exekutoren aus den Grenzgebieten zurückziehen, solange die SdP nicht auf bewaffnete Gewalt verzichtete. Franks Ultimatum blieb erfolglos – und sollte es auch sein. Henlein erklärte am 14. September alle Verhandlungen mit der Regierung für endgültig abgebrochen, löste die SdP-Verhandlungsdelegation unter Kundt auf und liquidierte die Prager Zentrale der SdP sowie ihre Zeitung »Die Zeit«. Mitsamt der SdP-Führung floh Henlein am 14. September aus Asch nach Deutschland. Von hier aus erließ er am 15. September einen Aufruf, in dem er alle Bemühungen für einen Ausgleich für gescheitert erklärte, dem tschechischen Volk einen »unversöhnlichen Vernichtungswillen« gegenüber dem Sudetendeutschtum zuschrieb und unter der Losung »Wir wollen heim ins Reich!« zur Auflösung der staatlichen Einheit der Tschechoslowakei aufrief. Henleins Aufruf zwang die Prager Regierung, am 16. September die SdP zu verbieten, nachdem sie bereits tags zuvor die Tätigkeit des Schutzdienstes suspendiert hatte.

#### 4. Das Sudetendeutsche Freikorps an der böhmisch-sächsischen Grenze

Der mißglückte Aufstand erfüllte genau jene Erwartungen, die Hitler den vorbereiteten Zwischenfällen zgedacht hatte: Die Sicherheitskräfte hatten mit Waffengewalt das Standrecht durchgesetzt, es gab 27 Todesopfer und eine organisierte Massenfluchtbewegung, bei der der Schutzdienst bestimmte Grenzübergänge gewaltsam offenhielt. Zahlreiche SdP-Funktionäre und noch mehr Schutzdienstangehörige flohen mit ihren Familienangehörigen nach Deutschland.

Für die Nazipropaganda »bewiesen« die provozierten Kämpfe, daß angesichts der »Blutrünstigkeit« und »Mordlust« der »hussitisch-bolschewistischen Soldateska« ein Zusammenleben der Sudetendeutschen mit den Tschechen in einem Staat unmöglich sei. Nach dem gescheiterten Aufstand konnte die Initiative zur Abtrennung sudetendeutscher Gebiete scheinbar der britischen Regierung überlassen werden, deren Premier Chamberlain nunmehr einen »Plan Z« aus der Tasche zog, um die Prager Regierung zur Abtretung der Grenzgebiete zu zwingen.<sup>12)</sup>

So sehr der Aufstand Hitler ins Konzept paßte, sowenig entsprach sein Scheitern den Hoffnungen der SdP-Führer. Falls sie wirklich geglaubt hatten, die Wehrmacht werde ihnen zu Hilfe eilen, so hatten sie sich getäuscht. Denn Hitler ging es niemals um eine »Selbstbefreiung des Sudetenlandes«, sondern um die militärische Zerschlagung der Tschechoslowakei. Er ließ sich seine Entscheidungen nicht von den Handlangern seiner Fünften Kolonne aufnötigen. Um eine Handhabe für die militärische Zerschlagung der ČSR zu gewinnen, war Hitler jedoch gerade nach seinem Berchtesgadener Treffen mit Chamberlain an steuerbaren Möglichkeiten zur Verschärfung der Situation im Grenzgebiet der ČSR interessiert.

Ab 18. September 1938 wurde in Deutschland aus den zahlreichen sudetendeutschen Flüchtlingen das Sudetendeutsche Freikorps (SFK) aufgestellt. Da eine solche Truppe im Innern der ČSR nicht mehr verfügbar war, sollte das SFK diese Aufgabe nun von außen angehen. Die SdP-Führung wollte ihren Funktionsverlust als Diversionsinstrument aus-



gleichen und durch ein ihr unterstehendes Freikorps Aktionen über die Grenze unternehmen, um die »Stimmung unter der deutschen Bevölkerung innerhalb der Tschechoslowakei zu heben«. <sup>13)</sup>

Den Auftakt bildete Henleins am 17. September im deutschen Rundfunk verlesene und zuvor von Hitler gebilligte Erklärung: Beim »Kampf um die Befreiung der Heimat« sei das Bemühen der friedliebenden Sudetendeutschen »am unversöhnlichen Vernichtungswillen der tschechischen Machthaber gescheitert«. Beneš lasse »im vollen Bewußtsein der Folgen bolschewistisch-hussitische Horden in den Uniformen und in Gestalt der haßerfüllten tschechischen Soldateska auf das wehrlose Sudetendeutschtum los ... Der äußerste Notstand ist gegeben. Wir nehmen das zu allen Zeiten geübte Notrecht der Völker für uns in Anspruch, wenn wir zu den Waffen greifen und das Sudetendeutsche Freikorps errichten«. <sup>14)</sup> So folgte zwei Tage nach dem Aufruf Henleins zur Zerschlagung der ČSR (»Wir wollen heim ins Reich«) nun sein Aufruf zur bewaffneten Gewalt. <sup>15)</sup>

Dem SFK strömten ab 18. September 1938 zahlreiche Freiwillige zu. Seine Verpflegungsstärke belief sich am 22. September offiziell auf 26 000 Mann. Als die »Kampftätigkeit« des Freikorps am 1. Oktober eingestellt wurde, standen auf seinen Listen 34 500 Mann in 51 Bataillonen. Das Freikorps wurde nach dem Muster der SA aufgebaut, diese stellte auch die Ausbilder und lieferte Ausrüstung. Doch die Waffen und der größte Teil der Finanzen kamen von der Wehrmacht: Die Bewaffnung nahm das Heer aus österreichischen Beutebeständen vor. Bei seiner Auflösung war das SFK zu etwa 50 bis 60 Prozent bewaffnet.

Das SFK gliederte sich in Kompanien und Bataillone. Die Kommandostäbe der vier Gruppen saßen in Wien, Bayreuth, Dresden und Breslau. Kommandeure waren führende Politiker der SdP. Nach Hitlers Entscheidung wurde Henlein zum Kommandeur des SKF bestimmt, Frank war sein Stellvertreter auch in dieser Funktion. Nach außen sollte das SFK dem Schutz der sudetendeutschen Bevölkerung dienen, deshalb mußte seine wirkliche Aufgabe – »dauerndes Beunruhigen längs der gesamten Front ... Durchführung von kleinen Unternehmungen gegen tschechische Postierungen, Wachhäuser usw.« – vertuscht werden. <sup>16)</sup>

Nur Staatsbürger der ČSR durften Mitglieder des Freikorps werden. Die meisten von ihnen waren entweder Wehrpflichtige oder gediente Reservisten der ČSR. Sie leisteten einen Eid auf Adolf Hitler. Mit ihren bewaffneten Angriffen auf die Grenzen, die Staatsmacht, die Polizei und die Armee der ČSR begingen sie Verbrechen gegen den Staat, dessen Bürger sie auch als SFK-Mitglieder nach wie vor waren, denn Deutschland verlieh ihnen im September 1938 weder die Staatsbürgerschaft noch wurden sie formell Angehörige der Wehrmacht.

Die Kompanien des SFK bezogen Standorte entlang der mehr als 2 000 km langen deutschen Grenze zur ČSR: Rund um Böhmen und Mähren waren sie von Schlesien über Sachsen und Bayern bis nach Österreich in grenznahen Städten und Dörfern einquartiert. Im folgenden soll nur die Gruppe Dresden (Nr. II, später IV) des SFK behandelt werden. Ihr Kommandeur war Franz May. Von Zittau an der sächsisch-schlesischen Grenze bis zum Zipfel von Asch waren am 27. September 1938 in Sachsen 45 Kompanien disloziert. Sie waren in acht Bataillonen zusammengefaßt. Am 1. Oktober belief sich die Gesamtzahl der sächsischen SFK-Gruppe auf 14 Bataillone mit 71 Kompanien und 13 264 Mann. Damit hatte der sächsische



Grenzabschnitt das dichteste Netz von Kompaniestützpunkten. Trotz relativ geringer Bewaffnung war die sächsische Gruppe auch die aktivste des SFK, was die Zahl der Überfälle und Feuergefechte, Plünderungen und Zerstörungen anbetrifft.

Nach vorherigen Einzelaktionen überschritten in der Nacht vom 19. zum 20. September 1938 10 000 bis 15 000 Angehörige des SFK die Grenze und verübten Feuerüberfälle auf Zollämter und Grenzwachen, Posten und öffentliche Gebäude innerhalb der ČSR. Diese Aktionen wurden in den folgenden Nächten entlang der gesamten Grenze fortgesetzt. Die SFK-Terroristen mordeten und brandschatzten, verschleppten Zoll- und Grenzbeamte der ČSR sowie sudetendeutsche Kommunisten als Geiseln über die Grenze.

Nach der Annahme des Ultimatums der Westmächte durch die Prager Regierung am 21. September 1938 veränderte sich die Situation in den Grenzgebieten grundlegend: Zwar überschritten auch in der Nacht zum 22. September zahlreiche Stoßtrupps des SFK die Grenze. Doch die ČSR-Behörden waren durch die Kapitulation verunsichert worden, Militäreinheiten zogen sich aus exponierten Zipfeln ins Landesinnere zurück. Die SdP versuchte, ähnlich wie bei ihrem wenige Tage zuvor gescheiterten Putsch, eine Machtübernahme: In Franzensbad, Warnsdorf, Joachimsthal, Witkowitz, Pömmeler, Türmitz und anderen Orten übernahmen SdP-Funktionäre alle öffentlichen Ämter. In Asch, Eger, Franzensbad und anderen Orten setzte der Schutzdienst die ČSR-Polizei fest und entwaffnete sie, der FS übernahm erneut die Polizeigewalt. Der Bürgermeister von Reichenberg erklärte nach der Machtübernahme den Anschluß seines Gebietes an das »Großdeutsche Reich«. Hitler befahl am 22. September, die vom ČSR-Militär geräumten Gebiete zu besetzen.<sup>17)</sup> Abteilungen des Freikorps besetzten daraufhin Ortschaften und Teile des tschechoslowakischen Staatsgebietes. Das betraf für die sächsische Gruppe vor allem den Zipfel von Asch und jenen von Warnsdorf–Rumburg. Auch zahlreiche weitere Orte im Grenzgebiet, so Gottesgab, Böhmisches Wiesenthal, Weipert u. a. wurden besetzt, vor allem die dortigen Post- und Zollämter, Polizei- und Gendarmeriestationen, deren Mannschaften entwaffnet und verschleppt. Die Überfälle und Gefechte allein an diesem 22. September 1938 kosteten Dutzende Menschenleben, Hunderte wurden interniert oder nach Deutschland verschleppt.

Nach der allgemeinen Mobilmachung der ČSR, die die neue Regierung Sýrový am 23. September verkündete, besetzten ČSR-Militär- und Staatsschutzeinheiten den Festungsgürtel und beseitigten schrittweise die Terrorherrschaft des Freikorps. Doch die erzwungene Reduzierung der Terrorüberfälle bedeutete kein Ende des Mord- und Plünderungsfeldzuges. Wo immer es möglich war, ging dieser bis zum 1. Oktober weiter. Der nüchterne Abschlußbericht von Oberstleutnant Köchling weist die Bilanz der makabren Terrorakte aus: Das Sudetendeutsche Freikorps ermordete bis zum 1. Oktober 110 Menschen, verwundete 50 und verschleppte 2029 Bürger der ČSR als »Gefangene« nach Deutschland. Von dem Plünderungsfeldzug zählte Köchling allein die Beute an Waffen, Munition und Fahrzeugen auf und verschwiegen den nichtmilitärischen Raub.

Je näher der Tag für den Fall »Grün« rückte, desto überflüssiger wurde das SFK für die Wehrmacht. Sein klägliches Ende braucht hier nicht abgehandelt zu werden.<sup>18)</sup> Beim Einmarsch nach dem Münchner Diktat wurde es auf Nebenstraßen nachgezogen und am 9. Oktober



aufgelöst. Viele seiner Angehörigen wurden von der Polizei übernommen. Mit der Bildung des »Reichsgaus Sudetenland« war allerdings die Karriere führender SdP-Politiker nicht abgeschlossen. Ihre Erfahrungen im »Volkstumskampf« wurden im Zweiten Weltkrieg für weitere von Hitlerdeutschland gebildete Okkupationsregime gebraucht: Als Beispiel dafür stehen Karl Hermann Frank, Staatsminister und Höherer SS- und Polizeiführer im »Protektorat Böhmen und Mähren«, und die sudetendeutschen Mitarbeiter seiner Verwaltung sicher an erster Stelle. So wie Hitler für bestimmte Okkupationsfunktionen bevorzugt österreichische Nazis einsetzte, so setzten auch viele ehemalige SdP-Funktionäre ihre Terroristenkarriere im besetzten Polen und anderen okkupierten Ländern fort.

### Anmerkungen

- 1) Ausführlicher über die Tätigkeit der SdP vor dem 1. Oktober 1938 siehe: Werner Röhr: September 1938. Diversion und Demagogie bei der Erzeugung einer Kriegspsychose durch den Hitlerfaschismus und seine Fünfte Kolonne in der ČSR, in: Der Weg in den Krieg. Studien zur Geschichte der Vorkriegsjahre (1935/36 bis 1939), hg. von Dietrich Eichholtz und Kurt Pätzold, Berlin 1989, S. 211–277
- 2) IMG, Bd. XXV, Dok. PS–388, S. 433 ff.
- 3) Auf außenpolitische Aspekte der Tätigkeit der SdP und die Vorgeschichte des Münchner Diktats kann hier nicht eingegangen werden, vgl. Gerhart Hass: Münchner Diktat 1938 – Komplott zum Krieg, Berlin 1988 sowie die dort angegebene Literatur
- 4) Ebenda
- 5) Am 22. März der »Bund der Landwirte« und am 24. März die »Christlich-Soziale Volkspartei«
- 6) Da es Gemeindewahlen waren, gibt es kein Gesamtergebnis für das ganze Land. Die Zahlenangaben schwanken zwischen 85 und 92%. Ich stütze mich auf Otto Novák: Henleinovci proti Československu. Z historie sudetonemeckého fašismu w letech 1933–1938, Praha 1987, S. 96 f.
- 7) Sopade Berichte, 2/1938, S. 347
- 8) Vgl. Stephan Dolezel: Tschechoslowakei – Nationalitätenprobleme im Kraftfeld der NS-Expansionspolitik, in: Innenpolitik und Außenpolitik unter nationalsozialistischer Bedrohung, hg. von Erhard Forndran et al., Opladen 1977, S. 260 f.
- 9) Helmut K. G. Rönnefarth: Die Sudetenkreise in der internationalen Politik, 2 Teile, Wiesbaden 1961, Teil 1, S. 221
- 10) Sie sind vielfach abgedruckt. Vgl. Vaclav Král: Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Dok. 127, S. 199 f.
- 11) Král, Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Dok. 148, S. 221 ff.
- 12) Vgl. Vaclav Král: Plan Zet, Praha 1973
- 13) ADAP, Reihe D, Bd. II, Dok. 520, S. 661 (Henkce an AA vom 17. 9. 38)
- 14) Die Proklamation wurde am 19. September in der deutschen Presse veröffentlicht, hier nach: Deutsches Nachrichtenbüro, 5. Jg., (1938), Nr. 1460
- 15) Die Exilregierung der Tschechoslowakei in London sah sich daher seit dem 17. September 1938 als im Kriegszustand mit Deutschland befindlich.
- 16) IMG. Bd. XXXVI, Dok. EC–2. S. 357
- 17) Obwohl der Befehl von Hitler selbst wenig später widerrufen wurde, blieben seine Folgen bestehen.
- 18) Siehe Werner Röhr: Das Sudetendeutsche Freikorps – Diversionsinstrument der Hitlerregierung bei der Zerschlagung der Tschechoslowakei, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen, 52 (1993), Heft 1, S. 62 ff.



Zdeněk Radvanowský

## Internierungslager im nordböhmischen Grenzgebiet 1945–1947

### Die Lager in der Nachkriegs-tschechoslowakei

In den letzten Jahren hat die tschechische Historiographie versucht, die »weißen Flecken« der gemeinsamen tschechisch-(sudeten)deutschen Geschichte zu füllen. Das betrifft insbesondere Arbeiten zur Situation der Deutschen im böhmischen Grenzgebiet nach 1945. Es entstanden eine Anzahl Studien und einige Monographien<sup>1)</sup>, die sich mit der Vertreibung und Zwangsaussiedlung der Deutschen, mit Massakern an der deutschen Bevölkerung in den böhmischen Ländern und weiteren Themen befaßten. Zu den Defiziten der Forschung gehört noch immer die Problematik der Lager für die deutsche Bevölkerung in der Nachkriegs-tschechoslowakei.

Im seit Herbst 1938 von Hitlerdeutschland annektierten Grenzgebiet der böhmischen Länder (Sudetengau) haben in den Kriegsjahren 351 Konzentrations-, Internierungs-, Arbeits- und Kriegsgefangenenlager und Gefängnisse existiert.<sup>2)</sup> Die Ost-Dokumentation des Bundesarchivs in Koblenz enthält 437 Hinweise zur Situation in ca. 200 Internierungs- und anderen Lagern, die nach Kriegsende auf dem Gebiet der damaligen Nachkriegs-tschechoslowakei entstanden<sup>3)</sup>. Die Mehrheit dieser Lager war mit der Ortslage der NS-Lager identisch. Die Verhältnisse in den nazistischen Lagern in der Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges sind heute bekannt.

Bisher wurden Untersuchungen zu diesem überaus sensiblen Thema Nachkriegslager noch nicht systematisch in Angriff genommen. Erschwerend wirkten ideologische Barrieren und der komplizierte Zugang zu den Archivbeständen der tschechoslowakischen Sicherheits- und Militärbehörden. Inzwischen ist jedoch ein bedeutender Umschwung zu bemerken, so daß Zentral- und Regionalarchive für Detailforschungen offen stehen.

Neuere Publikationen zur konzeptionellen Vorbereitung, zum Verlauf, zu regionalen Spezifika und zu Folgen der Zwangsaussiedlung der Deutschen nach 1945 ermöglichten eine Reihe von Teilerkenntnissen zur Lagerproblematik. Insbesondere setzte sich in letzter Zeit der tschechische Historiker T. Staněk mit dieser Thematik auseinander. An der Universität »J. E. Purkyně« Ústí nad Labem untersuchten die damaligen Geschichtsstudenten J. Hrazdára, J. Škrábal, J. Vosála, A. Jégrova, M. Pokorný und K. Chloubová-Fridrichová im Rahmen verschiedener Arbeitsthemen Lager für Deutsche im nordböhmischen Grenzraum. Einige von ihnen stellten ihre Untersuchungsergebnisse im Jahre 1993 auf einem deutsch-tschechischen Kolloquium in Ústí nad Labem/Aussig an der Elbe vor, die in einem Sammelband gedruckt wurden.<sup>4)</sup>



Unmittelbar nach Kriegsende setzten in der Tschechoslowakei Zwangsmaßnahmen gegen die deutsche Bevölkerung ein, die neben alltäglichen Diskriminierungen (u. a. Tragen einer weißen Armbinde, Verbot der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel) zur Vertreibung der Deutschen aus ihren Wohnorten in das von den Alliierten besetzte Deutschland führten. Ziel war es, zunächst die Grenzgebiete radikal von Deutschen zu »entvölkern« und im Verlauf von zwei bis drei Jahren mit Zustimmung der Alliierten die übergroße Mehrheit zwangsauszusiedeln. Von Mitte Mai bis Ende Juli 1945 wurden über 448 000 Deutsche aus Böhmen in die SBZ ausgewiesen; bis 1948 waren von der Aktion insgesamt etwa 3,2 Millionen Menschen betroffen – zwei Drittel von ihnen siedelten in die westlichen Besatzungszonen. Zugleich wurden Lager verschiedener Größe und Zweckbestimmung eingerichtet, die der Konzentration und Isolation von Deutschen und anderen Bevölkerungsgruppen dienen sollten. Die teilweise »wild« errichteten Lager wurden im Sommer 1945 der Aufsicht des tschechoslowakischen Innenministeriums unterstellt, wie eine Notiz des Innenministers Václav Nosek belegt: »Die Institution der Lager ist via facti in der revolutionären Zeit entstanden. Weil sie aber als Improvisation entstanden sind, ist es notwendig, sie mit Rücksicht auf ihre voraussetzende längere Dauer der Rechtsordnung zu unterstellen.«<sup>5)</sup>

Die Lager wurden in der ersten Zeit vielfach nach dem Muster der deutschen Konzentrationslager angelegt. In den Internierungslagern wurden vor allem in den ersten Nachkriegsmonaten Grausamkeiten an den sudetendeutschen Insassen verübt. Die Behandlung der Internierten hing oft von der Persönlichkeit des Lagerkommandanten ab. Analog zu den nazistischen Lagern wurde zunächst die Bezeichnung »Konzentrationslager« verwendet, jedoch nach einiger Zeit abgeändert. Die Insassen der Lager mußten schwerste körperliche Arbeiten verrichten und waren den oft grausamen Behandlungsmethoden der Lagerverwaltung schutzlos ausgeliefert.

Etwa ab August/September 1945 kann man von einer vollständigen Kontrolle und Aufsicht der Lager durch die Zentralverwaltungen in Prag sprechen, die von einer Sonderabteilung des tschechoslowakischen Innenministeriums angeleitet wurden.

Anfangs existierte in den böhmischen Ländern eine Vielzahl sogenannter »gemischter Lager«, in denen einerseits zur Internierung eingewiesene Deutsche und andererseits Arbeitsverpflichtete, deren Lagerbedingungen sich hinsichtlich Behandlung durch das Wachpersonal, Essenration und Schwere der Arbeiten spürbar voneinander unterschieden, untergebracht waren. Mitunter wurden auch Deutsche in derartige Lager eingewiesen, die für den baldigen Abtransport in das besetzte Deutschland bestimmt worden waren. So spiegeln die verschiedenartigen Bezeichnungen »Konzentrationslager«, »Sicherungslager bzw. -station«, »Lager für politisch Gefangene«, »Sammellager«, »Zwangsarbeitslager«, »Disziplinarlager«, »Lager für Deutsche« u. a. die Vielfalt der Lagertypen wider. Erst Ende 1945, als zentral verfügte Richtlinien zur allgemeinen Lagerordnung, zur Wachdurchführung, zur Lagerhygiene usw. in den Lagern realisiert wurden, bildeten sich drei Grundtypen heraus: Internierungs-, Sammel- und Zwangsarbeitslager.

Im Zeitraum August bis Oktober 1945 waren mehr als 500 Lager zur Internierung der deutschen Bevölkerung nach deren Zwangsausweisung aus den Wohnorten entstanden. Da jedoch eine Reihe der Lager nur kurzzeitig existierte und teilweise nicht zentral registriert wurde, ist



die Zahl nur ein Schätzwert. T. Staněk geht davon aus, daß Ende 1945 über 100 000 Deutsche in Lagern lebten.<sup>6)</sup> Die Anzahl der Personen, die im gesamten Zeitraum 1945–1947 durch die Lager gegangen sind, nahm zweifellos eine ungeheure Dimension an. Nach deutschen Quellen waren in der genannten Zeitspanne etwa 350 000 Personen in 1 215 Internierungs- und Auffanglager, 846 Zwangsarbeits- oder Disziplinarlager sowie in 215 Gefängnisse verbracht worden.

Nach dem Mai 1945 waren in den deutschen Siedlungsgebieten der Tschechoslowakei fast in jeder Stadt und in verkehrsgünstig gelegenen Orten der ländlichen Gegenden Lager eingerichtet worden. Besonders in den Sommermonaten wurden nicht nur Personen mit nachgewiesener nazistischer Vergangenheit, sondern auch eine große Anzahl von Deutschen (vor allem Frauen, Kinder, alte Männer) zum Lageraufenthalt verurteilt oder gezwungen, die keine persönliche Schuld an den politischen Ereignissen nach 1938 traf.

### Internierungslager in Ústí nad Labem/Aussig an der Elbe

In Aussig an der Elbe vermischen sich zwei Internierungslager miteinander – die Lager Všebořice/Schöbritz und Skřivánek/Lerchenfeld. Beide entstanden durch den Umbau des nach 1941 für sowjetische Kriegsgefangene errichteten Lagers. Das Lager Schöbritz diente ab Mai 1945 als Internierungslager für Deutsche, wurde im Januar 1946 in dieser Funktion geschlossen und nach Lerchenfeld verlegt. Das Terrain dieses Lagers in Schöbritz wurde in den folgenden Monaten als zentrale Sammelstelle für die deutsche Bevölkerung genutzt, die zwangsausgewiesen wurde.<sup>7)</sup> Das genaue Datum der Errichtung des Internierungslagers läßt sich aus den Akten nicht ablesen. Es unterstand zunächst dem Kreisnationalausschuß in Aussig, später direkt dem Prager Innenministerium.

Das Internierungslager in Schöbritz und ab 1946 in Lerchenfeld war vor allem für die Internierung von verhafteten Nazis eingerichtet worden. Gründe für eine Internierung waren aber beispielsweise schon die Mitgliedschaft in einer nazistischen Organisation (NSDAP, NS-Frauen-schaft, Hitlerjugend, Nationalsozialistischer Kriegsoferversband), die Zusammenarbeit mit dem Naziregime oder bisherige Tätigkeit in nazistischen Behörden. Internierungsgründe waren Mitgliedschaft in der SA und SS, Militärdienst in der Wehrmacht, aber auch nach Kriegsende begangene Straftaten (eingeschlossen der Bereich der Wirtschaftskriminalität).

Die Internierten waren nicht ausschließlich deutscher Nationalität. Unter ihnen fand man auch einige Tschechen, Slowaken, Rumänen, Jugoslawen, Ungarn, Zigeuner, Polen, einen Schweizer und sogar aus nicht näher feststellbaren Gründen eine Jüdin.<sup>8)</sup> Die Internierten wurden der verschiedensten Straftaten verdächtigt und warteten in den Internierungslagern auf ein ordentliches Gericht, das über die Strafe und gegebenenfalls über eine Unterbringung in einem Gefängnis entschied. Wenn die Schuld nicht nachgewiesen bzw. als gering bewertet wurde, kam es zur Entlassung der Internierten oder, falls diese deutscher Nationalität waren, in der Regel zur schnellen Einreihung in die Transporte zur Zwangsaussiedlung.

Insgesamt durchliefen die Internierungslager in Schöbitz und Lerchenfeld 5 532 Personen. Bis Ende 1945 starben hier insgesamt 286 Internierte, davon 160 Personen an den Folgen von Typhus- und Ruhrinfektionen in den Wintermonaten. Im Jahre 1946 starben insgesamt



241 Internierte, darunter fallen noch im Januar einige Todesfälle durch Typhus. Im Jahr 1947 wird kein Todesfall vermerkt; zu dieser Zeit wurde jedoch das Internierungslager bereits aufgelöst.

Während ihrer Internierung mußten die Insassen die verschiedensten Arbeiten in den Lagerwerkstätten verrichten, oder sie wurden im Rahmen von Arbeitskommandos zum Räumen von Ruinen, im Munitionslager in Krásné Březno/Schönpriesen und in Kohlebergwerken und auch in der Landwirtschaft eingesetzt.

Der verhältnismäßig häufige Wechsel von Lagerkommandanten und Aufsehern in beiden Lagern führte unter anderem auch zu Exzessen von Aufsehern gegenüber den Internierten im Lager und während der Arbeiten außerhalb. Ein Teil der Ausschreitungen wurde schriftlich dokumentiert, sei es in Form von Untersuchungsprotokollen anlässlich außergewöhnlicher Ereignisse oder aufgrund von Beschwerden von Bürgern über den Umgang mit den Internierten. Die Aufseher wurden beschuldigt, im Lager Trinkgelage und unsinnige und gefährliche Schießereien zu veranstalten, zu vergewaltigen, Internierte zu quälen, zu stehlen.<sup>9)</sup>

Im Herbst 1946 war ein starkes Absinken der Zahl der im Lager internierten Personen zu verzeichnen. Ende 1946 hörte man mit der gründlichen Führung der Dienstagenda des Lagers auf. Danach wurden die Eintragungen unübersichtlich geführt. Im Lager befanden sich nur noch 37 Internierte, davon sieben Tschechen. Die letzte Eintragung im Rapportbuch stammt vom 24. Februar 1947, als die Tätigkeit des Wachdienstes schon längst zu Ende sein sollte. Nicht alle der letzten Internierten wurden entlassen, ein Teil wurde in das Lager Terezín/Theresienstadt gebracht.

### Die Lager im Gebiet Děčín/Tetschen

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann auch im Gebiet Děčín-Podmokly/Tetschen-Bodenbach die tschechische Bevölkerung in die Stadt und in einzelne Gemeinden des Bezirkes zurückzukehren. Doch waren nicht nur die tschechischen Alteingesessenen zurückgekehrt, es kamen auch andere, die dort mit Deutschen abrechnen wollten. Zwischen Tschechen und Deutschen war im Krieg eine große, unüberwindliche Barriere entstanden. Die Mehrheit der Deutschen hatte zu Henlein geneigt. München 1938, die Okkupation, die Errichtung des Protektorats am 15. März 1939, das alles hatte bei Tschechen großen Haß hervorgerufen. Viele kämpften nicht nur gegen die nazistische Okkupation, sondern auch gegen das Deutschtum im allgemeinen. In dieser Atmosphäre nahm man nur schwer zur Kenntnis, daß im Grenzgebiet Tschechen und Deutsche Jahrhunderte friedlich zusammengelebt hatten.

Die von der Prager Regierung aktiv geförderte und von weiten Teilen der tschechischen Bevölkerung in den Grenzgebieten tolerierte und akzeptierte These einer Kollektivschuld der Deutschen, der Schuld an der Zerschlagung der Republik, der Entfesselung des Krieges und an den nazistischen Verbrechen, die für Tschechen sehr leidvoll waren, trug dazu bei, daß auch im Gebiet Tetschen rigorose Vertreibungsmaßnahmen gegen die Deutschen einsetzten. Davon waren zuerst die hier lebenden Reichsdeutschen und bald darauf die alteingesessenen Deutschen des Gebietes betroffen. Mitglieder der neugegründeten tschechischen örtlichen Nationalausschüsse und Ordnungskommissionen, aber auch Angehörige sogenannter Revolutionsgarden und des Militärs ergriffen die Initiative zu Vertreibungen der deutschen



Bevölkerung in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands, hier in das benachbarte Sachsen. Obwohl ein Teil der Deutschen zunächst in den Gemeinden des Gebietes wohnen bleiben durfte, wurden andere Deutsche sofort in Internierungs- und Straflager sowie Sicherungsanstalten eingewiesen.<sup>10)</sup> Die zahlenmäßig größten Gruppen von Deutschen wurden in bewachte Massenunterkünfte verbracht, die als Sammellager für die Zusammenstellung von Aussiedlungstransporten dienten. Oftmals hatten derartige Massenlager auch den Charakter von Arbeitslagern.<sup>11)</sup>

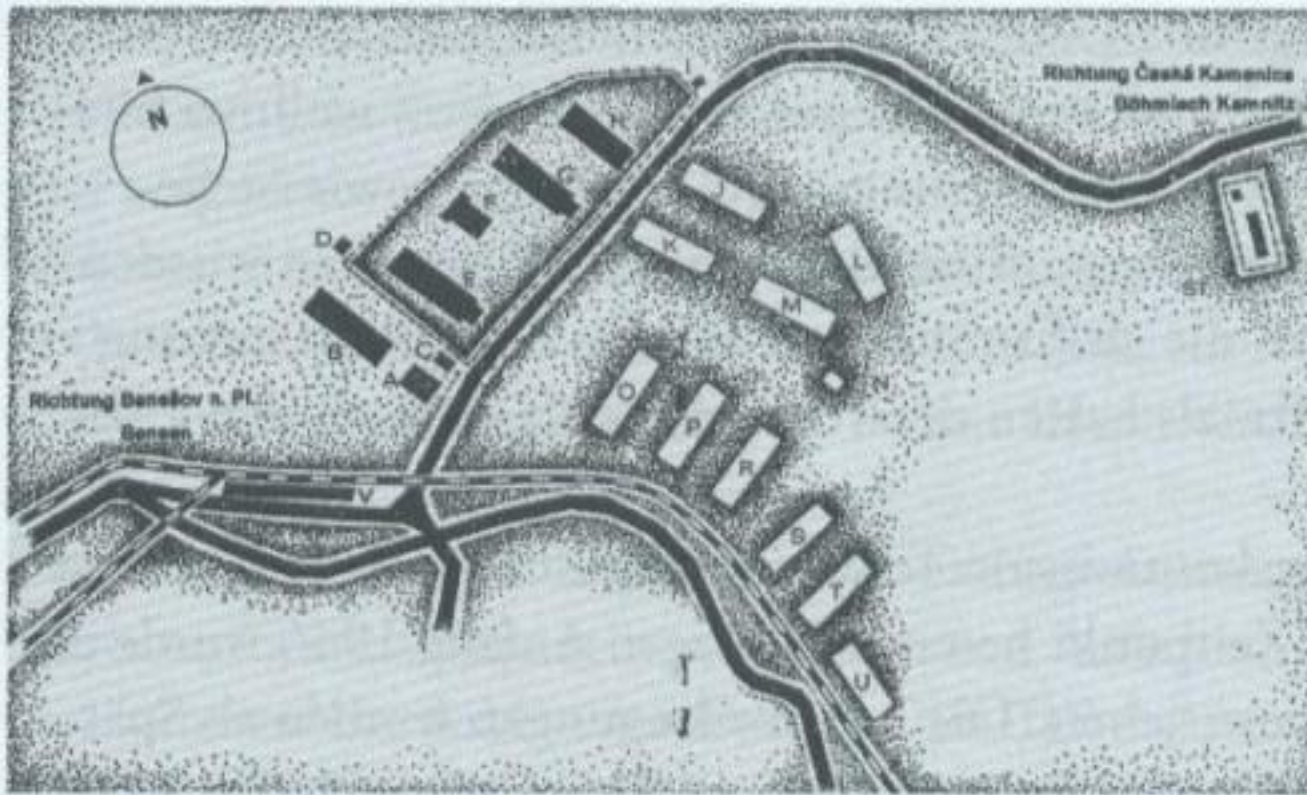
Nach einem Bericht der Bezirksverwaltungscommission Tetschen vom 25.07.1945 existierten im dortigen Verwaltungsbezirk zu diesem Zeitpunkt bereits fünf Lager. Anfang 1946 wurde das Sammellager Děčín-Loubí/Tetschen-Laube errichtet. Die Lagerbedingungen wurden ab Spätsommer/Herbst 1945 nach Richtlinien des Innenministeriums bestimmt, die im Herbst 1945 zum Teil modifiziert und ergänzt wurden. So erließ beispielsweise die Bezirksverwaltungscommission Tetschen am 18.10.1945 eine Verordnung über das Aufenthaltsverbot von Personen in den Internierungs- und Arbeitslagern, die jünger als 14 Jahre alt waren.<sup>12)</sup>

Im Gebiet Tetschen existierte im untersuchten Zeitraum das Internierungslager Rabštejn/Rabstein, etwa 17 Kilometer von der Stadt Tetschen entfernt. In dieses Lager wurden vor allem von außerordentlichen Gerichten zur Internierung Verurteilte aus den Verwaltungsbezirken Benešov nad Ploučnicí/Bensen, Česká Kamenice/Böhmisch-Kamnitz und aus Tetschen selbst eingeliefert. Das waren oftmals Personen, die aufgrund des Dekrets des Präsidenten der Republik Nr. 16 vom 19. September 1945 («Über die Bestrafung der nazistischen Verbrecher, der Verräter und ihrer Helfershelfer sowie über die außerordentlichen Volksgerichte»)<sup>13)</sup> zu Internierungshaft verurteilt wurden. Dazu zählten – wie im untersuchten Fallbeispiel Aussig – Mitglieder der Gestapo und anderer nazistischer Sicherheits- und Militärformationen und Funktionäre der NSDAP. Die Wachmannschaften des Lagers Rabstein setzten sich aus Angehörigen der Garnison in Böhmisch-Kamnitz zusammen. Bis zum 11.06.1945 waren hier mehr als 200 Personen interniert. Das Internierungslager Rabstein nahm eine Fläche von etwa 500 m<sup>2</sup> ein. Es bestand aus einem Steinbau (für das Lagerpersonal), zwei großen einstöckigen Holzgebäuden und einigen Anbauten und wurde auf dem Territorium eines ehemaligen Konzentrationslagers errichtet.

Ein Bericht der Bezirksverwaltungscommission Tetschen vom 29.08.1945 informiert über 892 internierte Personen. Auch werde das Lager musterhaft geführt. Die Verpflegung der Lagerinsassen sei sichergestellt und richte sich nach der allgemeinen Lebensmittelrationierung für Deutsche. Zwei deutsche Ärzte ständen zur Krankenbetreuung zur Verfügung, jedoch seien nur wenig Medikamente und medizinische Ausrüstungen vorhanden. Offensichtlich wegen der Mustergültigkeit des Lagers entschied die Bezirksverwaltungscommission am 31.08.1945, Innenminister Nosek zu einer dienstlichen Visite einzuladen. Über die Wahrnehmung dieser Einladung wird in den Akten allerdings nicht berichtet.

Bis Ende Oktober 1945 findet Rabstein in den Behördenschreiben als »Konzentrationslager« Erwähnung; ein Bericht vom 5.11.1945 verwendet erstmals die Bezeichnung »Internierungslager«. Die bisher aufgefundenen Akten überliefern nur wenig Informationen. Es fehlen beispielsweise sämtliche Materialien zur Liquidierung des Lagers. Bekannt ist bisher nur, daß





Lageplan des Internierungslagers Rabštejn/Rabstein 1947

Beschäftigung in nahegelegenen Fabriken und Kohlebergwerken eingeteilt wurden.<sup>15)</sup> Im November 1945 wurden bereits mehrere Gruppen von arbeitsfähigen deutschen Frauen und Männern, darunter auch Jugendliche, aus den Lagern Pfaffendorf und Bünau in Betriebe des Kohlereviers um Brüx, in der chemischen Fabrik Záluží u Mostu/Maltheuem bei Brüx oder im Fanta-Werk Pardubice/Pardubitz eingesetzt. Das Lager Pfaffendorf bestand aus sechs Holzbaracken und einem Steingebäude (ehemalige Turnhalle). Es hatte eine Kapazität von 300 Betten. Im Steingebäude befanden sich Kanzlei, Arzttraum und Vorratsräume; Wäscherei und Waschräume für die Lagerinsassen waren im Kellergeschoß. Während des Krieges diente das Objekt als Zwangsarbeitslager für Ausländer.

Das Lager Laube besaß nur eine Aufnahmekapazität für 50 Personen. Es hatte während des Krieges als Gefangenenlager gedient, fungierte über einen Zeitraum von zwölf Monaten als Sammellager. Es wurde am 15. Januar 1947 aufgelöst. Auch das Lager Bünau, das bis zu 150 Personen aufnehmen konnte, wurde als Sammellager für deutsche Familien genutzt, die ihre Wohnungen verlassen und im Lager auf den Abtransport warten mußten.

Die Lager Staré město/Altstadt in Tetschen und Podmokly-MAKOZA/Bodenbach-MAKOZA waren Arbeitslager. Hier wurden überwiegend Deutsche untergebracht, die der staatlich verordneten Arbeitspflicht (Dekret des Präsidenten der Republik vom 19. September 1945 »Über die Arbeitspflicht der Personen, die die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft verloren haben.«<sup>16)</sup>) unterworfen waren. Die internierten Deutschen wurden als »unentbehrlich in der Produktion« eingestuft und nicht für die Aussiedlungstransporte gemeldet.

Untersuchungen zur Lagerproblematik im nordböhmischen Grenzgebiet stehen erst am Anfang. Die Dimensionen der Lager für Deutsche und ihres Einsatzes als Internierte oder Arbeitsverpflichtete im nordböhmischen Kohle- oder Uranbergbau sowie in anderen Wirtschaftsbereichen, die Frage der Opfer, die alltäglichen Zustände in den Lagern und andere Probleme bedürfen einer weiterführenden Klärung.

am 6. März 1946 ein Transport von 424 Internierten aus Rabstein in das Internierungslager Lerchenfeld überführt worden ist.<sup>14)</sup>

Die Lager in Podmokly-Popovice/Bodenbach-Pfaffendorf, Podmokly-Bynov/Bodenbach-Bünau und Tetschen-Laube wiesen den Charakter eines Sammellagers auf, obwohl hierher zur Zwangsaussiedlung verbrachte und auf ihren Abtransport wartende Deutsche auch in bestimmten Fällen zur zeitweiligen



## Anmerkungen

- 1) Eine Bewertung neuer tschechischer Publikationen zu diesem Thema versucht Jaroslav Kučera, *Česká historiografie a odsun Němců* (Tschechische Historiographie und die Aussiedlung der Deutschen). Pokus o bilanci čtyř let. In: *Soudobé dějiny*, Praha 1994, č. 2/3, S. 365–373 und Tomáš Staněk, *Tábory v českých zemích v letech 1945 bis 1948* (Die Lager in den böhmischen Ländern in den Jahren 1945–1948). In: *Sleský sborník*, 1994, Nr. 3/4, S. 247–253. Überdies auch Z. Radvanovský, Zur Neubesiedlung des entvölkerten sudetendeutschen Raumes in Böhmen in den Jahren 1945 bis 1947. In: *Sächsische Heimatblätter* (Dresden), Heft 4/1993, S. 256–260 oder derselbe Zur Vertreibung und Aussiedlung der Sudetendeutschen aus dem Gebiet Nordwestböhmens in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands in den Jahren 1945–1946. *Ústí nad Labem* 1993 und auch *Die Aussiedlung der Sudetendeutschen und ihre Aufnahme in Sachsen im Jahre 1945*. In: *Tschechen und Deutsche – historische Tabus*. Prag, Bernard Bolzano Stiftung 1995, S. 219–223
- 2) *Fašistické koncentrační tábory a věznice na území Československa za Druhé světové války* (Die faschistischen KZL und Gefängnisse auf dem Gebiet der Tschechoslowakei in der Zeit des Zweiten Weltkriegs), Praha 1964 und ausführlicher R. Bubensčková – L. Kubátová – I. Malá, *Tábory utrpení a smrti* (Die Lager des Leidens und Todes), Praha 1969
- 3) W. Ahrens, *Verbrechen an Deutschen, Dokumente der Vertreibung*. Arget 1983, S. 224
- 4) M. Jahn, (Hsg.): *Die Sudetendeutschen in Nordböhmen. Situation nach 1918, Vertreibung in die Sowjetische Besatzungszone und Ankunft in Sachsen 1945/46*. Beiträge eines gemeinsamen deutsch-tschechischen Kolloquiums am 11. Juni 1993 in Aussig an der Elbe/Ústí nad Labem, Dresden 1993
- 5) Archiv ministerstva vnitra České republiky – pobočka Kanice u Brna (Archiv des Innenministeriums der Tschechischen Republik – Zweigstelle Kanice bei Brünn), fond E–6, k. 2, inv. cj. 5 – Informace pro pana ministra o koncentračních táborech (Information für Herrn Minister über die KZL), spis č. 1622–17/10–32–V/4. Zitiert nach T. Staněk, *Tábory v českých zemích...*, a. a. O., S. 248
- 6) *Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945–1948*. Bericht des Bundesarchivs. Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte. Bonn 1989, S. 45/47; W. Ahrens, *Verbrechen an Deutschen*, a. a. O., S. 224
- 7) Archiv města Ústí nad Labem (AMUL), fond internační středisko 1945–1947
- 8) AMUL, fond internační středisko 1945–1947, i. č. 15
- 9) AMUL, fond internační středisko 1945–1947
- 10) *Nové slovo* vom 25. 04. 1945, S. 1; siehe auch *Mladá fronta* vom 31. 05. 1945, S. 3
- 11) Auf die bekanntesten Lager für die Internierung und Konzentrierung der Deutschen verweist die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Bd. IV: *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei*, Teil 1, München 1984 (reprint), S. 81. Unter diesen Lagern sind auch *Skřivánčí pole/Lerchenfeld* in Ústí nad Labem/Aussig und *Rabštejn/Rabstein* bei Böhmischem-Kamnitz angeführt.
- 12) K. Chloubová: Internierungs-, Arbeits- und Sammellager für Deutsche in der Stadt Tetschen (Děčín) und in ihrem Umkreis. In: M. Jahn, (Hsg.); *Die Sudetendeutschen*, a. a. O., S. 52–53
- 13) K. Jech/K. Kaplan, (Hsg.): *Dekrety prezidenta republiky 1940–1945*. Dokumenty I, Brno 1995, S. 237–249
- 14) AMUL, fond internační středisko 1945–1947, Raportní kniha
- 15) Die folgenden Ausführungen basieren wesentlich auf der Diplomarbeit von K. Chloubová-Fridrichová, Internierungs-, Sammel- und Arbeitslager im Bezirk Děčín nach dem Zweiten Weltkrieg. Lehrstuhl für Geschichte, Pädagogische Fakultät der J. E. Purkyně-Universität, Ústí nad Labem 1995. – Siehe auch K. Chloubová, Internierungs-, Sammel- und Arbeitslager für Deutsche, a. a. O., S. 52–54
- 16) K. Jech/K. Kaplan, (Hrsg.): *Dekrety*, a. a. O., S. 454–457



Manfred Püschner

## Dresden als Vorposten gegen den »Prager Frühling« 1968

Keine andere Großstadt im Warschauer Pakt lag näher an Prag als Dresden, bot ähnliche Voraussetzungen für eine Schaltstelle im Konflikt um den Reformkurs der Tschechoslowakei. In ihrem Umfeld stand eine gewaltige Streitmacht – die 1. sowjetische Gardepanzerarmee, die 7. NVA-Panzerdivision –, führten Transitwege ins Tschechische, bündelten sich Grenzübergänge, befanden sich starke Rundfunksender und ein relativ moderner Flughafen.

Die Tschechoslowakei – seit 1960 »Sozialistische Republik« ČSSR – galt bis dato als verläSSLicher sowjetischer Vorposten. Moskautreue Kommunisten hatten im Februar 1948 ihre sozialdemokratischen und bürgerlichen Kontrahenten ohne sowjetisches Mittun ausgeschaltet, später in Schauprozessen à la KPdSU einen Teil der Führung liquidiert, privates Wirtschaften unterbunden, verstaatlicht, ohne Rücksicht auf die Folgen, 1960 als erste im Osten den Aufbau des Kommunismus verkündet.

Es wurde im Sowjetblock daher kaum wahrgenommen, daß sich im »Musterländle« seit Anfang der 60er Jahre Krisenzeichen und Unmut mehrten. Reformansätze scheiterten zunächst, bis der Sturz des KPC-Chefs Novotný am 5. 1. 1968 in eine Demokratisierung unter reformkommunistischen Vorzeichen mit Meinungs-, Medien-, Reisefreiheit und Abwahl von Funktionären mündete, die als »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« im Februar Kontur gewann, im März das Land veränderte und als »Prager Frühling« in die Geschichte einging.

Die KPC-Reformer befürchteten, ohne einschneidende Veränderungen und Mitbestimmung wird das sozialistische System letztendlich scheitern. Sie wollten es dynamisch, leistungsfähig, auf Zustimmung und demokratischem Miteinander begründet, hielten es für reformierbar. Sie hofften, da sie außen- und sicherheitspolitisch – anders Rumänien – nicht aus der Reihe tanzten, würde ihr Alleingang toleriert. An der ČSSR-Westgrenze aufgegriffene Ostdeutsche wurden z. B. immer an die DDR ausgeliefert. Die neue KPC-Führung mußte am 23. März 1968 in Dresden erkennen: die Hoffnung war eine Illusion.

KGB-Chef Andropow überraschte Außenminister Gromyko und vier Berater bzw. Außenpolitik-Spezialisten im März im Moskauer ZK-Sekretariat: »Die Vorgänge in der ČSSR werden immer besorgniserregender... Auch die Verbündeten... verlangen eine klare Stellungnahme.«<sup>1)</sup>

Die Spitzenfunktionäre hatten ein Pakt-Treffen in Dresden zur Lage in der ČSSR im Kontext mit dem Ost-West-Konflikt vorzubereiten. Falin ergänzte später, Walter Ulbricht – SED- und DDR-Staatschef – habe auf diese Aussprache von Vertretern der UdSSR, Polens, der DDR, Ungarns und Bulgariens mit denen der ČSSR gedrängt.<sup>2)</sup>



Breshnew lud um den 20. März telefonisch den neuen ersten KPČ-Sekretär Dubček zu einem vermeintlichen Wirtschaftsgipfel nach Dresden ein, offensichtlich log er – Dubček später: ein »Spitzbubenstreich«<sup>3)</sup> –, um der ČSSR-Seite jeden Vorwand zur Absage zu nehmen.<sup>4)</sup>

Die Prager trafen am 22. März in Dresden ein und übernachteten in einem Gästehaus außerhalb. Die sowjetische Delegation suchte am 23. März noch vor Konferenzbeginn den ČSSR-Arbeitsbereich im Dresdner Rathaus auf. Breshnew sprach mit Dubček, Ministerpräsident Kossygin mit seinem ČSSR-Kollegen in spe Černík, Parteiideologe Suslow mit Lenárt, Kolder und Biřak. Überall stolzierten sowjetische und DDR-Militärs herum – die drei Slowaken und zwei Tschechen wurden unruhig.<sup>5)</sup>

Ulbricht<sup>6)</sup> eröffnete das Treffen 10:15 Uhr – Rumänien und Jugoslawiens Beobachter waren nicht geladen – mit: »Wir hoffen, daß uns Genosse Dubček als Leiter der Delegation der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei eine Information gibt über die Pläne des Zentralkomitees ... und über die Vorbereitung ihres Aktionsprogramms«. Er schlug als Diskussionsrahmen vor: »daß wir, die wir ja alle unsere Probleme hatten und noch haben ... vor allem die Auswirkungen der gegenwärtigen Entwicklung in der ČSSR auf die große internationale Auseinandersetzung zwischen den sozialistischen Ländern und dem Imperialismus sorgfältig prüfen.«<sup>7)</sup> Breshnew sekundierte: »Das Gespräch wird sehr ernst sein; aber ... dennoch ... ein freundschaftlicher Meinungs austausch«, wünschte, daß nicht mitstenographiert wird und technische Mitarbeiter den Saal verlassen.<sup>8)</sup>

Unterschiedliche Zeugnisse liegen darüber vor, was folgte. Dubček spielte das Treffen herunter, hielt es in seinen Erinnerungen für »überbewertet«.<sup>9)</sup> Biřak – bald sein Gegenspieler – urteilte anders: Der Zeitpunkt habe vor der entscheidenden ZK-Sitzung der KPČ zu Personalfragen (27. März) gelegen. Hätte Dubček die Parteiführung über den Dresdner Gipfel en détail informiert – laut Biřak erfuhr das ZK »vielleicht 10 Prozent« –, wäre vielfach anders entschieden worden. Dubček wollte nur schnell zurück nach Prag, habe die vier an seiner Seite zum Schweigen vergattert, fuhr mit ihnen sofort nach dem offiziellen Abendessen 24:00 Uhr zum Flughafen.<sup>10)</sup>

Auf dem Gipfel improvisierte Dubček, berichtete über KPČ-Aktionsprogramm, Parteitagsvorbereitungen, Veränderungen in Wirtschaft, Gesellschaft, KPČ, beteuerte Bündnistreue, lobte den in Moskau und Berlin in Ungnade gefallenem Smrkovský, dessen Aufstieg in die Führung bevorstand. Breshnew rügte: die KPdSU habe nichts über die Umstände von Novotnýs Sturz erfahren, ČSSR-Wirtschaftsprobleme würden nur hochgespielt, die KPČ-Führung hätte den Gang der Ereignisse nicht im Griff, weiche vor dem »Gegner« zurück, räume Smrkovský offensichtlich mehr Befugnis als dem ZK ein. Der Pole Gomuřka tobte, beleidigte, unterstellte, aus der ČSSR heraus solle Polen destabilisiert werden, schloß wütend: Die neue Prager Führung habe in Wochen mehr Unheil als Novotný in Jahren angerichtet. Der Ungar Kádár verwies auf Parallelen zu 1956, beschwichtigte: was in der ČSSR geschähe, würde er nicht »Konterrevolution« nennen.

Ulbricht listete weitere »Verfehlungen« auf: ČSSR-Medien hätten interne Probleme internationalisiert, Antikommunismus-Zentralen mit Argumenten versorgt, sich polemisch über die DDR geäußert, worauf, sollte sich das wiederholen, scharf geantwortet würde. Biřak spürte, Ulbricht hielt die KPČ-Politiker für naiv. Er bescheinigte ihnen theoretische Defizite, Realitätsferne, ein





Begrüßung von Ulbricht zum letzten offiziellen Gespräch vor der Intervention am 12.08.1968 in Karlovy Vary

ideologisches Chaos im Lande aus Masaryk-Demokratie und Smrkovskýscher »Konterrevolution« angerichtet zu haben. Ulbricht forderte: Analyse der ČSSR-Situation, ihre Erörterung im ZK, Eindämmung der »Konterrevolution«. <sup>11)</sup> Kossygin ergänzte: die ČSSR sei von sowjetischen Rohstoff- und Energielieferungen abhängig <sup>12)</sup> und drohte: »Die Sache der Tschechoslowakei ist unsere gemeinsame Sache, und wir überlassen diese Sache nicht unserem Feind, was uns das auch kosten möge!« <sup>13)</sup> Breshnew soll die Stationierung sowjetischer Truppen in der ČSSR verlangt haben. <sup>14)</sup>

Die Tschechen und Slowaken waren konsterniert. Auch spätere Hardliner wie Biřak und Kolder bemühten sich verzweifelt, das verzerrte Bild vom gewiß riskanten Umbruch in ihrem Lande zu korrigieren. Lenárt beschwichtigte, die Situation sei nicht so dramatisch wie behauptet, und Černík ergänzte, sie benötigten Zeit und nicht Kritik. Biřak legte sich mit Gomuřka an. <sup>15)</sup> Alle bestritten, daß bei ihnen die »Konterrevolution« und der »Revisionismus« ihr Unwesen trieben, und lehnten ein Kommuniqué mit solchen Vorverurteilungen ab. So endete der Gipfel mit einer nichtssagenden »Mitteilung« um 22:50 Uhr. <sup>16)</sup> Die Prager Reformer wußten nun, die Phalanx aus Stalinisten und Novotný-Günstlingen im Innern hatte mächtige Verbündete außerhalb.

Ulbricht schlug auf einem Separat-Gipfel der »Dresdner Fünf« am 8. Mai in Moskau vor, die ČSSR-Bevölkerung propagandistisch zu bearbeiten, Reformgegner in der Führung zu unter-





Vasil Bilak

stützen und schloß zynisch: »dann brauchen wir vielleicht gar keine kollektive Aktion«. <sup>17)</sup> Die DDR übernahm einen entscheidenden Part in der Propagandafront.

SED-Politbüromitglied Albert Norden – für Medien zuständig – informierte Ulbricht am 19. Juli: »Ab kommende Woche wollen wir ... durch den Sender Dresden, der in der ganzen Tschechoslowakei gehört werden kann, täglich zwei etwa halbstündige Sendungen morgens und abends in tschechischer Sprache ausstrahlen.« <sup>18)</sup> Die Reichweite des Mittelwellensenders Wilsdruff wurde mit der Berliner Frequenz von »Radio Berlin International« (RBI) erhöht. Reservesender und mobile Anlagen übernahmen das »Radio DDR I«-Programm. <sup>19)</sup> Ab 22. Juli meldete sich RBI Berlin über Wilsdruff zweimal in Tschechisch, ab 31. Juli zusätzlich in Slowakisch. Experten lobten den Empfang vor Ort: »In Prag sind im Stadtzentrum ... gute Werte erzielt worden. Besonders gut ist der Empfang in den slowakischen Gebieten.« <sup>20)</sup>

Das war ein Test. Gegen Mittag des 20. August wies Politbüromitglied Honecker den Chef

des Staatlichen Rundfunkkomitees Reginald Grimmer an: ein Sender für die ČSSR muß ab Mitternacht betriebsbereit sein. <sup>21)</sup> Technisch blieb alles wie gehabt, gesendet wurde rund um die Uhr und bald auf einer weiteren Frequenz.

Verstörte Tschechen und Slowaken hörten in den Morgenstunden des 21. August eine Station »Vltava« – deutsch »Moldau« –, die sich als Stimme »revolutionärer Kräfte« im Lande tarnte und nie verriet, woher und in wessen Auftrag sie agierte, die Mär verkündete, »Patrioten« hätten »Bruderarmeen« gegen konterrevolutionäre Horden gerufen. Funker orteten die Sendeanlagen bei Dresden.

Bilak log: »Die Redaktion des Senders »Moldau« war in Dresden. Damit wir senden konnten, überließen uns deutsche Genossen Technik und Frequenz. Unsere Leute stellten das Redaktionspersonal.« <sup>22)</sup> »Moldau« saß in der Ost-Berliner Nalepastraße, bestand überwiegend aus DDR-Deutschen, unterstand der »Auslandsinformation« im ZK. Der Sender sollte den Anhang der Reformer desorientieren, wurde zum permanenten Ärgernis zwischen Ost-Berlin und Prag, dekonspirierte sich durch nicht perfektes Tschechisch. Zwei Sprecherinnen wurden in der ČSSR angeheuert. Die Sowjets flogen sie nach Dresden, wo »Moldau«-Mitarbeiter sie empfingen. <sup>23)</sup>





Alois Indra, inoffizieller Chefredakteur von »Zprávy«

auch das »Verbot der Verbreitung von ›Zprávy««. Das Blatt wurde in der DDR von der SED-eigenen Zentrag gedruckt.<sup>26)</sup> Die »Zprávy«-Ära endete am 11. Mai 1969.<sup>27)</sup> Viel spricht dafür, daß sich die Redaktion in einem sowjetischen Militärobjekt Dresdens befand. Auch Smetanins Lob im Januar 1969 läßt sich so interpretieren: »daß das Kollektiv von ›Zprávy« ausgezeichnet durch die Genossen der Bezirksleitung Dresden und durch den Ersten Sekretär, Genossen Krolikowski, unterstützt wird.«<sup>28)</sup>

Die NVA der DDR verfügte über zwei Panzerdivisionen. Der Stab der 7. PD saß in Dresden, die Regimenter lagen im südöstlichen Umfeld der Stadt. Eines von ihnen wurde im Herbst 1966 zum Manöver »Vltava« in die ČSSR beordert.<sup>29)</sup> NVA-Offiziere melden am 25. Juli aus Legnica, der Pakt-Oberkommandierende Jakubowski bezieht die 7. PD Dresden und die 11. Mot. Schützendivision (MSD) Halle in die Militäraktion gegen die ČSSR ein. Beide Divisionen hatten bis 28. Juli Einsatzbereitschaft zu melden, am 29. Juli Konzentrierungsräume zu beziehen.<sup>30)</sup> Ein Fernschreiben umriß das Operationsgebiet der Dresdner: »7. PD in den Raum Litoměřice, Dubá, Mimoň, Děčín führen... Der Stab der Division soll in Česká Lípa untergebracht werden.«<sup>31)</sup> Für beide Divisionen galt ab sofort: keine Entlassungen, Sanitätsbataillone auf Kriegsstärke, eine Verpflegungszulage.<sup>32)</sup> Die 7. PD befand sich am 29. Juli 4:00 Uhr im

Mitte Februar 1969 knüpfte Biřák in Berlin wieder die seit der Intervention gekappten Bande zwischen KPČ und SED und ließ »Moldau« am 12. Februar abschalten. Diese Visite läutete auch das Ende des Blattes »Zprávy«<sup>24)</sup> ein, das ähnlich erfolglos wie »Moldau« die Stimmung in der ČSSR zugunsten der Interventen und ihrer Lakaien im Lande zu verändern suchte. Der Name Dresden verband sich für Tschechen und Slowaken zu der Zeit mit den verhaßten Besatzer-Medien »Moldau« und »Zprávy«, deren Chefredakteure Herzberg und Smetanin in Kontakt standen.

Die achtseitigen »Zprávy« – deutsch »Nachrichten« – trugen als Impressum den Vermerk »Redaktionsrat bei den sowjetischen Truppen«, druckten »Pravda«-Leitartikel, mischten sich in Angelegenheiten der ČSSR ein, waren auch Sprachrohr des moskauhörigen KPČ-Funktionärs Indra, der den »Hilferuf« unterzeichnete. Sowjetsoldaten verteilten die Auflage, die auf 200 000 bis 350 000 steigen sollte.<sup>25)</sup> Jan Palách forderte im

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung

Januar 1969 mit seiner Selbstverbrennung



Konzentrierungsraum auf dem Truppenübungsplatz Nochten. Die Fahrzeuge wurden mit einem weißen Längsbalken markiert, dem Erkennungszeichen der Interventionstruppen.<sup>33)</sup> Der Einmarsch – offensichtlich am 30./31. Juli vorgesehen – wurde durch die sowjetisch-tschechoslowakischen Gespräche an der UdSSR–ČSSR-Grenze ausgesetzt. Die 7. PD blieb weiter der 20. sowjetischen Gardearmee operativ unterstellt. Am 13. August inspizierte Jakubowski nur sowjetische Invasionstruppen bei Dresden.<sup>34)</sup> Ein gutes Omen! Die Intervention wurde am 17. August in Moskau beschlossen, am 18. von fünf Paktmitgliedern sanktioniert. Am 20. August überschritten zwischen 22:30 und 24:00 Uhr die Spitzen sowjetischer Verbände die ČSSR-Grenze. Die in Dresden stationierte 1. sowjetische Gardepanzerarmee zählte zu ihnen, bezog Stellungen nahe der ČSSR-Westgrenze. Die Marschkolonnen der 7. PD in Nochten warteten in den Abendstunden auf den Einsatzbefehl. Die Division wurde jedoch überraschend als Reserve des Oberkommandierenden ins Lager zurückbeordert<sup>35)</sup> und blieb dort bis Mitte Oktober. Auch die 11. MSD Halle überschritt nie die ČSSR-Grenze.

Am 20. August begann an der Militärakademie Dresden ein geheimer Lehrgang. 160 NVA-Offiziere und zivile Spezialisten wurden in den Aufbau von Militärkommandanturen in Česká Lípa, Děčín, Litoměřice, Kamenický Šenov eingewiesen. Nur einer lehnte es ab, eine solche Aufgabe zu übernehmen. Hauptmann Manfred Schmidt mißbilligte die Intervention, wurde am 23. August aus der SED ausgeschlossen, zum Soldaten degradiert, aus der NVA ausgestoßen.<sup>36)</sup>

Es war nicht weit von Dresden zur ČSSR-Grenze. Hier kündigte sich das große Zerwürfnis frühzeitig an. DDR-Zöllner filzten ab März aus der ČSSR einreisende Ostdeutsche, konfiszierten alles, was nur einen Hauch von neuer ČSSR-Lockerheit ahnen ließ: westliche Druckzeugnisse, die »Prager Volkszeitung«, »Beat-Material«, bunte Anstecker, in Prag besorgte »Internationale Studentenausweise.«<sup>37)</sup> Jugendliche reagierten oft gereizt, äußerten sich euphorisch über die ČSSR, frustriert über ihren »Empfang« in der DDR, wurden manchmal gleich dem MfS überstellt. Manfred F. aus Königsbrück mußte ein interessantes Blatt herausrücken und tobte: »Das ›ND‹ nehmen wir zum A...abwischen.«<sup>38)</sup> Die Führungsetagen im ZK-Apparat und Innenministerium erfuhren durch diese Berichte der Zollverwaltung von der Befindlichkeit Ostdeutscher nach ihrem Kontakt mit dem ČSSR-Umbruch.

Die sächsische ČSSR-Grenze markierte ein von tschechischer Seite errichteter doppelter Grenzzaun. Prag ließ ihn 1968 abtragen, sein »Grenzgebiet« von 500 m zur DDR am 1. Juli aufheben. Es beunruhigte die DDR-Grenzwächter, daß Tschechen nun an den Schlagbäumen auftauchten.<sup>39)</sup>

Grenzlandbewohner in Dresdens Umgebung erlebten ein unruhiges Jahr: Erst Manöver, dann Ende Juli nachts durchpreschende Sowjet-Truppen, ihnen folgende Reparaturkolonnen, die bis zum Morgengrauen die größten Schäden kaschierten. Norden forderte vom SED-Bezirkschef Krolkowski mit Blick auf die ČSSR: »daß die Ernte im Bezirk Dresden beschleunigt eingebracht wird.«<sup>40)</sup>

Das Verteidigungsministerium bereitete seit Mai insgeheim die Aktion »Sperrmauer«, das Schließen der »Staatsgrenze Süd« am »Tag X« vor, stampfte hierzu eine kampfstarke Grenz-



brigade mit Stäben in Pirna und Johannegeorgenstadt aus dem Boden. Die Grenztruppen ebneten zuerst den sowjetischen Verbänden den Einfall beim Nachbarn. Dann schotteten sie am 21. August ab 1:30 Uhr mit NVA, Volkspolizei, MfS, den Ministerien für Verkehr sowie für Post- und Fernmeldewesen die DDR auch im Süden ab. Die Straßenübergänge Seiffenhennersdorf, Schmilka, Zinnwald und Schönberg, die Bahnübergänge Zittau, Bad Schandau, Bad Brambach wurden geschlossen, Telefon und Post unterbrochen, Ausländer – zumeist aus der ČSSR – in »Sammelräume« eingewiesen. Das Reiseland Nr. 1 der Ostdeutschen war ausgelöscht, ihre »Reiseanlagen« galten nicht mehr.<sup>41)</sup>

Vor der ČSSR-Grenze lag nun eine weiträumige Ausländer-Sperrzone südlich der Autobahn Berliner-Ring-Frankfurt/O. und östlich der Berlin-Nürnberg. Die Hauptstraßen in die Bezirke Dresden und Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) wurden überwacht, vor den Grenzübergängen lagen in Abständen von 20, 10, 5 km »Sperrkreise«. Tschechische Elbschiffer hatten an von der VP bewachten Stellen anzulegen. »Entlang der Grenze zur ČSSR wurde ein Grenzgebiet in einer Tiefe von 1–5 km gebildet«. Kein Ortsfremder durfte »einreisen«.<sup>42)</sup>

Ähnliches schien den Bewohnern von 80 sächsischen Ortschaften/Ortsteilen<sup>43)</sup> zu drohen, was jene im »Sperrgebiet« längs der Westgrenze seit Jahren erduldeten. Sie erfuhren nichts, sahen, daß Schlagbäume installiert wurden, Grenzer und VP präsent waren. Unruhe griff um sich, Gerüchte kursierten, Angstkäufe führten zu Versorgungskalamitäten. Die für »Sicherheit« Zuständigen im SED-ZK erfuhren aus Dresden: Betroffene nannten das Ganze »überspitzt« und im Widerspruch zur Verfassung, befürchteten eine »Evakuierung«, wollten endlich die »Grenzordnung« sehen.<sup>44)</sup> Die Abschottungspläne wurden Mitte September aufgegeben, Privatreisen in die ČSSR aber erst wieder nach einem Jahr Husákscher »Normalisierung« im Sommer 1970 erlaubt.

Die Einpeitscherrolle der DDR an der Invasionsfront hat verbittert, erinnerte Tschechen an die schmerzlichen Jahre nach 1938, desillusionierte viele Ostdeutsche. Dies- und jenseits der Grenze hatte man sich von nun an in ein gemeinsames, vermeintlich unentrinnbares Schicksal zu fügen, was in tschechischen Städten große Lettern drohend verkündeten: »Mit der Sowjetunion auf ewig«.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Valentin Falin: Politische Erinnerungen, München 1993, S. 368f.

<sup>2)</sup> František Janáček, Jan Moravec, Leden 1968 a spor o jeho smysl, in: Československo roku 1968. 1. díl. obrodný proces, Praha 1993, S. 63

<sup>3)</sup> Alexander Dubček, Leben für die Freiheit, München 1993, S. 211

<sup>4)</sup> Dubček hatte Mitte März eine Reise des ČSSR-Verteidigungsministers Bohumír Lomský mit hochrangigen tschechoslowakischen Militärs nach Moskau abgelehnt. Vgl. ebenda, S. 210

<sup>5)</sup> Vasil Bilák: Paměti Vasila Biláka. I., Praha 1991, S. 127

<sup>6)</sup> Der SED-Delegation gehörten an: Ulbricht, Honecker, Ministerpräsident Stoph, der SED-Chef des Bezirks Dresden W. Krolikowski, der stellv. Außenminister Fischer.

<sup>7)</sup> Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), Zentrales Parteiarchiv (ZPA), J IV 2/201/777 und J IV 2/202/778

<sup>8)</sup> Die SED-Führung ließ dennoch ein Stenogramm anfertigen. Lutz Prieß fand es im Bestand des che-



- maligen Politbüroarchivs des ZK der SED. Die deutschsprachige Veröffentlichung über alle Gipfel zur »ČSSR-Krise« des Jahres 1968 wird vorbereitet.
- <sup>9)</sup> Alexander Dubček: Leben für die Freiheit, S. 211
- <sup>10)</sup> Vasil Biřak: Paměti I, S. 141 f.
- <sup>11)</sup> Ebenda, S. 129–136
- <sup>12)</sup> Ebenda, S. 138
- <sup>13)</sup> Zit. nach Lutz Prieß, Václav Kural, Manfred Wilke, Die SED und der Prager Frühling, S. 77 f.
- <sup>14)</sup> Rüdiger Wenzke, Die NVA und der Prager Frühling 1968, Berlin 1995, S. 82
- <sup>15)</sup> Vasil Biřak: Paměti. I, S. 138–140
- <sup>16)</sup> SAPMO-BArch, ZPA, J IV 2/201/779. Zit. nach Lutz Prieß, Václav Kural, Manfred Wilke, Die SED und der Prager Frühling, S. 78
- <sup>17)</sup> Information von Axen über die Moskauer Besprechung am 08.05.68, in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV, 2/2A/1301, S. 23, 26
- <sup>18)</sup> Brief Nordens an Ulbricht, o.D., (nach der PB-Sitzung am 19.07.), in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV A2/20/8/141
- <sup>19)</sup> Feist an Norden, 18.07.68, in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV A 2/20/8/142
- <sup>20)</sup> Feist an Norden, 29.07.68, in: ebenda
- <sup>21)</sup> Teilte R. Grimms dem Autor mit.
- <sup>22)</sup> Vasil Biřak, Paměti. II, S. 195
- <sup>23)</sup> Teilte eine »Moldau«-Mitarbeiterin dem Autor mit.
- <sup>24)</sup> Vasil Biřak, Paměti. II, S. 195
- <sup>25)</sup> Aktennotiz von Herzberg, 21.01.69, in: SAPMO-BArch, ZPA, IV A2/20/8/143
- <sup>26)</sup> Feist an Norden, 09.12.68, in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV A2/2028/148
- <sup>27)</sup> Rudé právo, Praha, 12.05.1969
- <sup>28)</sup> Aktennotiz von Herzberg, 21.01.69, in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV A2/20/8/143
- <sup>29)</sup> Rüdiger Wenzke, Die NVA und der Prager Frühling 1968, S. 36
- <sup>30)</sup> 1. Informationsbericht der operativen Gruppe der NVA Legnica, 25.7.1968, in: Bundesarchiv (BA), Militärisches Zwischenarchiv Potsdam (MZAP), (Volksarmee)VA-03/9534, Bl. 115 f. Zit. nach Wenzke, S. 100
- <sup>31)</sup> Funkspruch-Fernschreiben von Marschall Jakubowski an Keßler, 27.7.1968, in: BA, MZAP, VA-01/12825, Bl. 7. Zit. nach Wenzke, S. 100
- <sup>32)</sup> Vgl. Befehl Nr. 73/68 des MfNV, 26.7.1968, in: BA, MZAP, VA-01/5607, Bl. 183ff. Zit. nach Wenzke, S. 101
- <sup>33)</sup> Rüdiger Wenzke, Die NVA, S. 103 f.
- <sup>34)</sup> Aktennotiz von Generalmajor Streletz, 14.8.1968, in: BA, MZAP, VA-01/12826, Bl. 99. Zit. nach Wenzke, S. 114
- <sup>35)</sup> Vgl. Chronik des PR-15, 1967–71, in: BA, MZAP, VA-03/34176, Bl. 479. Zit. nach Wenzke, S. 139
- <sup>36)</sup> Vgl. Nachweisbuch über die politische Arbeit der Militärkommandantur, 23.8.1968, in: BA, MZAP, VA-01/12831, Bl. 7. Zit. nach Wenzke, S. 137
- <sup>37)</sup> Information über einige Erscheinungen im grenzüberschreitenden Verkehr von und nach der ČSSR, 23.05.68, in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV A2/12/23
- <sup>38)</sup> Wochenendinformation über Staatsgrenze Süd, 18.07.68, in: ebenda
- <sup>39)</sup> Borning an Honecker, 06.08.68, in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV A2/12/27
- <sup>40)</sup> Norden an Ulbricht, 26.07.68, S. 6, in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV A2/2028/141
- <sup>41)</sup> Vgl. Rüdiger Wenzke, Die NVA, S. 121–123
- <sup>42)</sup> Wansierski an Honecker, 21.8.68, in: SAPMO-BArch, ZPA, J IV A2/12/25
- <sup>43)</sup> Aufstellung der Ortschaften, Ortsteile und Bahnhöfe, die sich im Grenzgebiet entlang der Staatsgrenze der DDR zur ČSSR befinden, ohne Datum, 6 S., in: ebenda
- <sup>44)</sup> 14. Bericht des MdI über die vom 21.08.68 eingeleiteten Maßnahmen, 03.09.68, in: ebenda



Wolfgang Nicht

## Böhmen und Sachsen als Euroregion

Die Beziehungen des Freistaates Sachsen zur Tschechischen Republik werden durch ähnliche Tendenzen geprägt wie die Beziehungen Ostdeutschlands zu den mittelosteuropäischen Staaten generell. Die Bürger sehen dieses Verhältnis sehr nüchtern, die Zeiten, da der Prager Frühling oder die Charta 77 Modellcharakter haben konnten, sind längst vorbei. Für unsere Nachbarn wurde aus dem beargwöhnten Rivalen im Ostblock ein Teil des vereinigten Deutschlands. Für die tschechische Politik, für die tschechischen Bürger, war ihre Einbindung in Mitteleuropa immer eine entscheidende Frage, und so ist Sachsen für Böhmen die Brücke nach Europa.

Durch die Lage Sachsens im Dreiländereck zur Republik Polen und zur Tschechischen Republik hat auch die enge Kooperation mit Böhmen eine entscheidende Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung des Freistaates. Die Industrialisierung Sachsens im vorigen Jahrhundert ging einher mit der Industrialisierung Nordböhmens; eine Wirtschaftskooperation knüpft also an alte Traditionen an.

Tschechien und Sachsen haben eine gemeinsame Grenze von 454 km Länge. Die Tschechische Republik nimmt im Außenhandel des Freistaates Sachsen die fünfte Stelle ein. Im Jahr 1993 wurden insgesamt Waren im Wert von 252,6 Mio DM eingeführt, während das Ausfuhrvolumen 551,5 Mio DM betrug. Böhmen ist ein wichtiger Markt für sächsische Produkte, und die Kooperation zwischen mittelständischen Unternehmen in Böhmen und Sachsen gewinnt zunehmend an Bedeutung. Nicht nur der geschichtlichen Belastungen wegen besteht in der nordböhmischen Bevölkerung aber Angst vor Überfremdung oder gar dem Ausverkauf des Landes an die deutsche Wirtschaft.

Die Gemeinschaftsinitiative INTERREG II der EU hilft dabei, strukturelle Schwächen in Grenzregionen abzubauen. Dem Freistaat Sachsen stehen für die Jahre 1994 bis 1999 146,2 Millionen ECU zur Verfügung. Mit dem sogenannten PHARE-Crossborder-Programm wurde das Instrument geschaffen, um auch Nichtmitgliedstaaten in die EU-Förderung einzubeziehen; dabei standen speziell für Tschechien 1995 etwa 25 Mio ECU für Maßnahmen zur Verbesserung der regionalen Infrastruktur bereit – wichtige Voraussetzung für die grenznahe Kooperation, für Umweltschutzmaßnahmen und zur Steigerung der touristischen Qualität der Region.

Zunehmende Kooperation ist verbunden mit steigendem Warentransport und Verkehr. Dieser Verkehr, vor allem auf der Landstraße, belastet die Umwelt und viele Städte und Gemeinden. Der Verkehr zwischen Böhmen und Sachsen geht über das Erzgebirge oder durch das Elbtal. Im Juni 1994 wurde die Rollende Landstraße (ROLA) in die Wege geleitet: In Dresden werden Lkw auf Eisenbahnzüge verladen, dann bis Lovosice gefahren und dort entladen. Die Verzollung



der Waren erfolgt an Terminals. Für den LKW bedeutet dies eine wesentliche Verkürzung der Fahrzeit. Zur Schaffung der entsprechenden Infrastruktur an den zwei Verladeterminals hat Sachsen drei Millionen DM investiert. Ganz entscheidend für die Zusammenarbeit der beiden Länder wird natürlich der Bau der Autobahn Dresden–Prag.

Von tschechischer Seite gibt es immer wieder neue Versuche wirtschaftlicher Kooperation. Eine vorurteilsfreie Betrachtung der Chancen einer engeren Kooperation ist deutscherseits oft kaum möglich, da die Kapazitätsverlagerung nur als Bedrohung für die Arbeitsplätze gesehen wird. In einer Studie hat BASIS e.V. die Chancen der Kooperation zwischen metallverarbeitenden Betrieben auf beiden Seiten des Erzgebirgskamms untersucht und positive Effekte für den Arbeitsmarkt aufgezeigt. Für mittelständische Betriebe im grenznahen Raum ist Zusammenarbeit ohnehin sinnvoll. Das momentane Lohngefälle nutzend und auf die Kapitalschwäche böhmischer Betriebe reagierend, werden lohnintensive Arbeiten in Böhmen, kapitalintensive Arbeiten in Sachsen angesiedelt. Langfristig wird Tschechien seine Bedeutung als Billiglohnland jedoch verlieren.

### Die vier sächsischen Euroregionen

Die politische, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit mit Böhmen ist nicht nur eine Aufgabe der Bundesrepublik oder des Freistaates, sondern eine Aufgabe, die vorrangig von den Kreisen und Kommunen, von den Verbänden und Vereinen und insbesondere von den vier Euroregionen Neiße, Elbe/Labe, Erzgebirgskamm und der Euroregion Egrensis geleistet werden muß. Euroregion ist eine institutionalisierte Interessenvereinigung.

In der Euroregion Neiße, die die Wojewodschaft Jelenia Gora, das sächsische Niederschlesien und Nordostböhmen umfaßt, wurde das Projekt »Abwasserreinigung in Rumburk/Seifhennersdorf/Vansdorf« gestartet: Wegen der Verschmutzung der Flüsse war der Bau neuer Klärwerke unumgänglich, also plante zunächst jede Gemeinde ihre Kläranlage, ehe dann ein gemeinsames Projekt realisiert wurde.

Die Euroregion Elbe/Labe umfaßt auf tschechischer Seite Teile Nordböhmens und auf deutscher Seite die Sächsische Schweiz, weitere Teile des oberen Elbtals und des Osterzgebirges. Auch die Euroregion Elbe/Labe verfolgt das Ziel, Vertrauen zu fördern und grenzüberschreitende Entwicklungen in allen Bereichen auf den Weg zu bringen. Der Ausgangspunkt dafür liegt in seit Jahrhunderten entstandenen Beziehungen der Menschen, der Wirtschaft, der Kultur und der Verkehrsadern in dieser Region.

In der Euroregion Elbe/Labe wird konkrete Arbeit in der Fachgruppen Regionalentwicklung, Wirtschaftsförderung, Tourismus und Verkehr, Umweltschutz, Gesundheits- und Sozialwesen, Kultur/Bildung/Jugend/Sport und Katastrophenschutz geleistet. Wie eng die Zusammenarbeit ist, dokumentiert der jährliche Kultur- und Sportkalender der Euroregion. 1995 gab es nahezu 1000 gemeinsame Veranstaltungen. Um tschechischen Bürgern diese Kulturveranstaltungen auch finanziell zu erleichtern, wurde ein verbilligter Kulturpaß eingeführt. Das jährliche Sächsisch-Böhmische Musikfestival und die vielfältigen Unternehmungen zur Tourismusförderung führen die Sächsische und die Böhmische Schweiz wieder als geographische und touristische Einheit zusammen.



Die neuerrichtete Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Ústí n. L. entwickelt sich zu einem Forschungszentrum für die interregionale wissenschaftliche Arbeit. Die internationalen Fachtagungen »Energie und Umwelt« befassen sich mit den konkreten Problemen der Region und verallgemeinern die dabei gewonnenen wissenschaftlichen Erfahrungen. Der historischen Verflechtung von Sachsen und Böhmen war 1993 eine Tagung der beiden Universitäten Ústí und Dresden gewidmet.

Die Euroregion Erzgebirge umfaßt die Kreise nördlich und südlich des Erzgebirgskamms. Der Arbeitsamtsbezirk Annaberg ist die Region mit der höchsten Arbeitslosigkeit in Sachsen und damit natürlich ein Problembezirk. Die nordböhmischen Kreise Most und Chomutov bilden das Zentrum des nordböhmischen Braunkohletagebaus. Tagebaufolgeflächen, Kraftwerke und chemische Industrie führen zu einer unvergleichlich hohen ökologischen Belastung. Die Euroregion arbeitet mit Unterstützung der Umwelttechnischen Gesellschaft e.V. Berlin an einem länderübergreifenden ökologischen Energiekonzept (LÖEK), das davon ausgeht, daß eine sinnvolle Energiepolitik mit minimaler ökologischer Belastung nur gewährleistet werden kann, wenn die Energiekonzepte einzelner Regionen in ihren Auswirkungen auf die Nachbarregionen beachtet werden. Eine besondere Rolle spielen die von INTERREG II-geförderten Projekte, wie der Eisenbahngrenzübergang Vejprty, der Straßenneubau in Einsiedel, eine Kläranlage in Moldava, die Entsorgung der Abwässer von Český-Jiretin und grenzüberschreitende Wanderwege im Natzschungtal.

Die tschechische Regierung stand den Euroregionen lange skeptisch gegenüber. Die Diskussionen um die Euroregionen waren auch Ausdruck innertschechischer Spannungen zwischen den politischen Kräften, wobei auch nationale Ressentiments und die Erinnerung an die 30er und 40er Jahre eine Rolle spielten.

### Interregionale Zusammenarbeit

Die deutsch-tschechische Grenze als Wohlstandsgrenze ist auch Operationsfeld krimineller (meist internationaler südosteuropäischer) Gruppen. Auf Einbruch spezialisierte Banden benutzen die Grenze als Rückzugsgebiet. Die erfolgreiche Bekämpfung dieser Kriminalität erfordert eine grenzübergreifende Kooperation, weshalb sich Sachsen intensiv um völkerrechtliche Verträge zwischen der Bundesrepublik und der Tschechischen Republik zur polizeilichen Zusammenarbeit bemüht. Im Sächsischen Innenministerium ist ein tschechischer Polizist aus Ústí n. L. als Mitarbeiter für die Probleme im Grenzbereich tätig.

Ein Hindernis der Zusammenarbeit ist die Sprachbarriere zwischen beiden Völkern. Diesseits und jenseits des Erzgebirgskammes gibt es kaum Familien, die sowohl in der deutschen wie auch der tschechischen Kultur zu Hause sind, in denen sowohl tschechisch als auch deutsch gesprochen wird. (Ganz anders ist die Situation zwischen Deutschland und Frankreich.) Mit dem deutsch-tschechischen Gymnasium in Pirna wurde ein erster entscheidender Versuch unternommen. Es muß freilich eingeschätzt werden, daß die Bereitschaft deutscherseits, eine Sprache zu lernen, die von nur 15 Millionen Menschen gesprochen wird, relativ gering ist. Insofern ist das Bemühen der Tschechen, die deutsche Sprache zu lernen, natürlich verbreiteter. Durch die sprachliche Abstinenz sächsischerseits werden auch Chancen der Zusammenarbeit vergeblich.



Als Beispiel böhmisch-sächsischer Zusammenarbeit im Hochschulbereich sei die ein Modellprojekt für die Sozialarbeit an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialarbeit in Dresden (EFHS) genannt. Von den Studierenden angeregt, wurde die Sozialarbeit in Tschechien in der Ausbildung zu einem Arbeitsschwerpunkt. Derzeit studieren an der Fachhochschule sechs Studentinnen und Studenten aus Tschechien, finanziert durch Spenden der Studenten und Lehrkräften der Fachhochschule. Gleichzeitig wird mit einem auf zwei Jahre befristeten Projekt der Aufbau der Sozialarbeit in Böhmen unterstützt, die sich u. a. der Straßenprostitution widmet. Aber welche Themen man auch behandelt, wichtig ist vor allem, die gravierenden sozialen Probleme Nordböhmens werden nicht mehr als Gegenstand von »Entwicklungshilfe« aufgefaßt, sondern als gemeinsame Problemstellung empfunden.

Soziale Fragen, die aus dem Umbau der Planwirtschaft in eine Marktwirtschaft und den damit entstehenden Problemen folgen, sowie die Verknüpfung der böhmischen und der sächsischen Wirtschaft waren 1993 Anlaß zur Gründung des Interregionalen Gewerkschaftsrates Elbe/Neiße, in dem die Nordböhmischen Gewerkschaften, der DGB Sachsen und die Solidarnosc Jelenia Gora zusammenarbeiten.

Das »Schwarze Dreieck« als das am stärksten ökologisch belastete Gebiet in Europa ist wegen der Lebensbedingungen der Menschen dort auch ein Thema für Gewerkschaften. Im Rahmen des Projektes »Arbeitnehmerorientierte Europapolitik im Dreiländereck Sachsen/Böhmen/Niederschlesien und arbeitsmarktorientierte Regionalpolitik« wurden die ökologische Situation im Dreiländereck und daraus resultierende regionalpolitische und arbeitsmarktpolitische Konsequenzen beraten.

Bilaterale Jugendseminare sind ein gangbarer Weg, um der Fremdenfeindlichkeit und dem Nationalismus zu begegnen. Zum 50. Jahrestag des Kriegsendes fand in Dresden eine Gewerkschaftskonferenz über »Zwangsarbeiter in Nazideutschland« statt, die durch die erstmalige Teilnahme ehemaliger tschechischer Zwangsarbeiter an einer Veranstaltung in Deutschland ihr besonderes Gewicht erhielt.

In vielerlei Weise ist das Projekt Euroregion zwischen Böhmen und Sachsen noch am Anfang. Für alle Beteiligten ist es freilich ein ermutigender Beginn. Er braucht politischen Willen, Geduld und das Engagement möglichst vieler Menschen dieseits und jenseits der Grenze.



# Die Entdeckung des Nachbarn

## Gespräch der Dresdner Hefte mit Karl Johann Fürst von Schwarzenberg

**Lühr:** Fürst Schwarzenberg, Sie haben sich freundlicherweise zu einem Gespräch bereit erklärt über die Beziehungen zwischen Tschechien und Deutschland, über die Nachbarschaft Sachsen-Böhmen. Sie gehören zu denen, die das Thema von beiden Seiten kennen, Sie urteilen aus einer großen Familientradition und einer zweijährigen Arbeit als Kanzleichef bei Vaclav Havel. Beginnen wir mit einem Blick in die Historie. Bis zur Jahrhundertwende gehörte die böhmisch-sächsische Grenze zu den stabilsten in Europa – war sie auch die friedlichste?

**v. Schwarzenberg:** Es war natürlich in Jahrhunderten verschieden. Die Grenze war mit minimalen Veränderungen seit dem 18. Jahrhundert stabil. Die letzte große Veränderung gab es unter Friedrich II. nach den Schlesischen Kriegen. Schlesien und die Grafschaft Glatz gingen von Böhmen an Preußen. Beides ist heute polnisch. Für Sachsen gab es großen Zuwachs im 17. Jahrhundert mit den beiden Lausitzen. Danach waren die Beziehungen Böhmens zu Sachsen immer die positivsten – familiär, kulturell, meist auch in den wechselnden politischen Bündnissen. Noch 1866 kämpften sächsische und böhmische Regimenter gemeinsam gegen Preußen, was sich heute kaum noch jemand vorstellen kann. Dialekte haben sich beeinflusst, seit dem Mittelalter gab es auch engste familiäre Beziehungen im Grenzbereich und schließlich verbinden auch gerade heute Böhmen und Sachsen die stärksten, sehr handfesten materiellen Interessen. Beide sind interessiert an einer funktionierenden Nord-Süd-Verkehrsverbindung Dresden-Prag-Wien. Beide haben eine ähnlich strukturierte Industrie, beide sind gleich betroffen von der Entwicklung der letzten 40 Jahre, beide haben ihren früheren Rang verloren in Europa und müssen ihn mühsam zurückerobern.

**Lühr:** Noch einmal zurück zur Jahrhundertwende. In das gute Nebeneinander mischten sich um 1900 chauvinistische Töne, in Dresden beispielsweise trat der Alldeutsche Verband betont antitschechisch auf. Dann in den zwanziger Jahren gab es aber noch einmal starke Gemeinsamkeit durch die Künste – Theater, Literatur, Film, Malerei waren verbindende Momente. Hatte dieses intellektuelle Klima Resonanz in der Bevölkerung?

**v. Schwarzenberg:** *Damals* hatte dies eine starke Resonanz. Aber man muß wissen, daß um 1900 die beiden Kulturgemeinschaften in Böhmen doch schon stark getrennt waren. D. h., das, was in der deutschsprachigen Gemeinschaft faszinierend und aktuell war, hat nur im begrenzten Ausmaß Ausstrahlung ins tschechische gehabt – und umgekehrt ebenso. Das



tschechische Leben in den zwanziger Jahren war z. B. sehr an Paris interessiert, was man heute noch an den Bauten der Zeit in Prag sehen kann. Kontakt zu Deutschland pflegte vor allem die deutschsprachige Bevölkerung in Böhmen, nicht zuletzt deutsch-jüdische Kreise, und die wurden in den vierziger Jahren umgebracht. Es gibt sie als Gruppe nicht mehr. 1945 wurden dann die anderen deutschsprachigen Bevölkerungsteile vertrieben, die gemeinsame böhmische Kultur ist damit weitgehend zerstört, leider. Es ist ein abgeschlossenes Kapitel.

**Lühr:** Die Tragödie begann 1938 mit der Aggression Deutschlands. Sie wurde, man möchte sagen »beantwortet« mit der Vertreibung, der Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen 1945/46. Aus welcher Optik sehen die Tschechen heute dieses finstere Kapitel von Destruktion und Haß zwischen unseren Ländern.

**v. Schwarzenberg:** Wir sollten nicht so sehr von heutiger Optik sprechen. Sehen Sie, was damals immer geschehen ist von einer oder anderen Seite an Mord, an Vertreibung, an Unterdrückung, das war damals Mord, Vertreibung und Unterdrückung und das soll man auch heute bei seinem richtigen Namen nennen. Es hilft nichts, wenn man die Ereignisse mit euphemistischen Worten bedenkt. Man muß die Wahrheit feststellen, man kann auch nicht sagen, Schwamm darüber. Wir müssen uns um Gottes willen hüten, vor allem was die eigenen Verbrechen angeht, mit sanften Worten den Tatbestand zu verändern. Um für meine Seite zu sprechen, natürlich sollen auch wir Tschechen die Vertreibung und die Untaten, die mit ihr verbunden waren, im vollem Umfang benennen. Nicht wegen Deutschland, sondern um unserer Selbst willen.

**Lühr:** Beim wahren Namen nennen, sagen Sie. Damit sind wir bei der aktuellen Situation, der deutsch-tschechischen Erklärung. Ist hier der »wahre Name« das Problem, die gegenseitige Entschuldigung? Oder sind es nicht auch materiellen Forderungen z. B. von den Sudetendeutschen? Das in der Geschichte viel stärker belastete deutsch-polnische Verhältnis erscheint dagegen heute unkompliziert ...

**v. Schwarzenberg:** Zunächst, die Erklärung ist nicht eine Frage von Entschuldigung. Wir können nicht um Entschuldigung bitten für die Taten unserer Väter, wer ist dazu berechtigt. Weder Sie noch ich kennen den genauen Text der Erklärung, doch es dürfte um andere Dinge darin gehen. Polen im Übrigen hat für Deutschland eine größere Priorität, infolgedessen hat hier auch die Politik schneller reagiert, was verständlich ist. In Deutschland ist heute bekannt was damals in Polen geschehen ist, was Juden angetan wurde – es ist relativ wenig bekannt, was damals in der Tschechoslowakei passiert ist. Dazu kommt eine andere Rechtslage. Teile Schlesiens gehörten zu Deutschland, das Sudetenland war zweifelsfrei bis 1938 zur Tschechoslowakei gehörig. Ich denke, das alles sind klärbare Fragen. Entscheidend ist, unsere beiden Völker haben heute ein völlig entspanntes Verhältnis, entspannter, als es je war. Ich hoffe, wir werden bald zu der gemeinsamen Erklärung kommen; darin steht sicher eine klare Benennung der Vergangenheit, eine Entwicklung, die wir anzunehmen haben und Aufgaben für eine gemeinsame Zukunft.



**Lühr:** Dennoch die Frage, wie steht es um alte Besitzansprüche. Sind das nicht Belastungen?

**v. Schwarzenberg:** In Wirklichkeit spielen sie eine geringere Rolle als in der Diskussion, denke ich. Ich glaube nicht, daß es viele wirklich ernsthaft glauben, daß sie ihren Besitz zurückbekommen. Sehr wohl aber verstehe ich den Wunsch, daß sie festgestellt haben möchten, unschuldig um ihren Besitz gekommen zu sein. Es ist klar, wir können nicht in den Status quo ante zurückkehren. Auch die Bundesrepublik hat eine gesetzliche Regelung gefunden – gesprochen wird nur über das, was nach dem Stichtag im Jahr 1949 enteignet wurde.

**Lühr:** Ich möchte an eine Umfrage des Instituts für Meinungsforschung in Tschechien erinnern. 1994 haben demnach ca. 45 Prozent der Befragten ihr Verhältnis zu den Deutschen als gut bezeichnet, 1995 waren es nur noch 15 Prozent. Woher dieser Klimasturz?

**v. Schwarzenberg:** Noch einmal zur leidigen Frage Besitz. Die Bundesregierung wird aus innerrechtlichen Problemen keine ausgesprochene Verzichtserklärung formulieren können und für die tschechische Seite ist es ebenfalls unmöglich, in diesem Punkt entgegenzukommen. Diese Hürde hat zu Nervosität auf böhmischer und Forderungen auf deutscher Seite geführt – es gab auch unglückliche Formulierungen von Politikern. Das hat schlafende Hunde geweckt. Doch ich bin überzeugt, mit der gemeinsamen Erklärung werden wir schnell zur Normalität zurückkehren, und die ganze breite Palette der Verbindungen von Jugendaustausch bis zur Wirtschaft wird die Einsicht guter Nachbarschaft befestigen.

**Lühr:** Frage am Rande. Sie selbst sind quasi ›Betroffener‹. Seit 1992 gehört Ihnen wieder Schloß Orlik, südlich von Prag. Wie kam es dazu?

**v. Schwarzenberg:** Der Großteil des Besitzes meiner Familie wurde 1940 konfisziert, der Rest dann definitiv enteignet mit der Lex Schwarzenberg 1947. Daran wird nicht gerührt. Als Tschechoslowake habe ich 1992 allerdings zurückbekommen, was nach dem Stichtag 1948 enteignet wurde – Orlik. Da gab es keine Sonderregelung, am wenigstens für mich.

**Lühr:** Ich frage auch, weil das Thema ›Enteignung‹ und Bodenreform in Ostdeutschland plötzlich ungeahnt aktuell ist.

Eine andere Frage. Euroregion Sachsen -Böhmen: worin sehen Sie deren Chancen?

**v. Schwarzenberg:** Euroregionen gibt es in ganz Europa. Es ist ein Segen, daß wir endlich fähig sind, über Grenzen miteinander umzugehen und zu arbeiten, daß es Städtepartnerschaften gibt, Zusammengehen von Gemeinden im Grenzgebiet. Endlich finden wir zusammen an konkreten Dingen. Übrigens soll man nicht vergessen, wie viele Leute es gibt, ehemalige Sudetendeutsche, die heute ihrer alten Heimat helfen und zu den Menschen da ein bestes Verhältnis haben.

**Lühr:** Es gibt allerdings viele gute Beispiele von Zusammenarbeit, aber halt auch Belastungen. Für die DDR war die ČSSR *das* Reiseland, die Nachbarschaft war alltäglich. Heute ist die Grenze eine Wohlstandsgrenze geworden. Tschechen unsere ausgedienten Kühlschränke zu verehren ist so unbehaglich wie der importierte Straßenstrich. Abgesehen von der Arbeit der Polizei, wie ist den sozialen Spannungen zu begegnen.



**v. Schwarzenberg:** Letztendlich wird es nicht anders gehen, als daß man in Böhmen sehr viel härter wird arbeiten müssen, um sich der Bundesrepublik anzunähern, als z. B. in Sachsen. Das wird wahrscheinlich ein Vierteljahrhundert dauern, das ist klar. Es ist schlicht und einfach eine Herausforderung. Jede Investition hilft, jede Unterstützung ist willkommen, aber wir können nicht erwarten, daß uns unsere Nachbarn aus der – pardon – eigenen Scheiße heraus helfen. Das müssen wir schon selber machen. Je offener die Grenze ist, um so schneller wird der Prozeß freilich gehen.

**Lühr:** Damit steht die Frage nach einer fairen Wirtschaft, die den anderen, Böhmen, hilft und nicht ausplündert. Die gemeinsamen Programme Sachsen und Böhmen entsprechen wohl solchem Geist. Dennoch, das Gefälle produziert Ungeist und Unrat, ganz wörtlich zu nehmen. Einerseits Biertischchauvinismus, andererseits reale Umweltbelastung. Wie sind die Schadstoffemissionen z. B. im böhmischen Erzgebirge zu senken?

**v. Schwarzenberg:** Die Emissionen der DDR waren ebenfalls beachtlich. Reduzierung ist eine Geldfrage. Tschechien bemüht sich darin ernstlich, doch dauert das eben leider länger, denn der gewaltige Kapitalbedarf dafür ist nur bruchteilweise vorhanden. Wenn man arm ist, muß man mit dem arbeiten, was man hat – eine Weile werden wir mit dem Problem noch leben müssen.

Vielleicht liegt bei all solchen Schwierigkeiten auch eine Chance in der Nachbarschaft zwischen Sachsen und Böhmen. Wir kennen untereinander die Probleme am besten, sind in einer gemeinsamen historischen Erfahrung verbunden und haben gemeinsame Interessen. Wir in Böhmen finden auch in Sachsen bei weitem das meiste Verständnis.

**Lühr:** Worin sehen Sie die besonderen Erfreulichkeiten der neuen Nachbarschaft in Europa, wie wir sie heute haben?

**v. Schwarzenberg:** In der Entdeckung des Nachbarn, darin, herauszufinden, was uns gemeinsam ist und, bitte sehr, auch das was uns trennt. Wenn wir gleich wären, wär's ja fad. Wir haben verschiedene Kulturtraditionen und sollten die kennenlernen. Das ist doch eine Bereicherung. Wir müssen den Vorteil der Verschiedenheit sehen und den Reichtum des anderen in seiner Kultur anerkennen, um das geht's.

**Lühr:** Vielen Dank für das Gespräch.



## Neuerscheinungen zur Dresden-Literatur

Günter Göbel

### Hans Erlwein. Der Dresdner Stadtbaurat

Hellerau Verlag Dresden 1996, 112 S. 14,80 DM

Im Gegensatz zu Erlweins eigener reicher Publikationstätigkeit, mit der er einen Großteil seiner und seiner Freunde Bauten auf bestem Glanzpapier bekanntmachte, steht eine umfassende Monographie über den äußerst schaffensreichen Stadtbaumeister Dresdens in den Jahren 1905–1914 noch aus.

Seit einigen Wochen liegt nun ein schmales Bändchen vor, das der Hellerau-Verlag Dresden herausgebracht hat. Seinem Grundcharakter nach möchte man es eine biographische Skizze nennen. Der Verfasser, Günter Göbel, läßt den Leser an seinen Recherchen zur Person Erlweins teilhaben, die bis zur sensationellen Entdeckung seines Grabes auf dem Soldatenfriedhof von Noyers-Pont-Maugis auf französischem Boden reichen (vgl. Abb. 25). Insbesondere für diejenigen, die in dem Metier historischer Nachforschungen weniger zu Hause sind, werden die Darlegungen zur Auffindung bestimmter Fakten zur spannenden Lektüre geraten. Das erkennbare Engagement, das den Verfasser dazu veranlaßt hat, die verschiedenen Stätten des Lebens von Erlwein aufzusuchen und selbst in bayerischen Archiven Aktenbände zu durchblättern, nimmt ohne Frage für ihn ein.

Aber was macht er mit dem gesammelten Material? Er geht recht unbekümmert mit ihm um, reiht Fakten aneinander und interpretiert sie, wie es ihm gerade in die Feder zu kommen scheint. Abgesehen von einigen kleineren Ungereimtheiten (So ist Erlwein einmal »der schreibgewandte Architekt«, S. 12 und – 70 Seiten weiter geblättert – »kein geübter Schreiber«, S. 82), werden Probleme aufgeworfen, die doch gar keine sind. Denn was soll die Frage nach der Autorenschaft der Zeichnungen für mehr als 100 Objekte? Sie ist so gestellt, als gäbe es ein besonderes Geheimnis zu lüften. Wir wissen doch, worin die schöpferisch-künstlerische Leistung eines Mannes in einer Position, wie sie Erlwein innehatte, besteht: in der Beförderung von Ideen, was das Heranziehen eines Stabes fähiger Mitarbeiter beinhaltet. Und warum sollte man rätseln? Die Zeichnungen geben ganz konkreten Aufschluß. Da erscheint eben unter dem Leiter des Entwurfsateliers der jeweilige Projektbearbeiter, wie beispielsweise der später durch den Bau des Stadthauses an der Theaterstraße bekannt gewordene Franz Wirth.

Ja, man fragt sich: Welches Anliegen hat der Autor? Will er einfach erzählen? Auch dafür ist Schreibdisziplin geboten. Oder geht es ihm angesichts der Archivstudien nicht auch um Darbietung neuer Erkenntnisse? Warum ist dann zu keinem einzigen der vielen Zitate ein Nachweis gebracht? Nun wäre das alles angesichts so mancher ähnlich gearteter Publikation nicht überzubewerten, wenn nicht der Verfasser – auch als Inspirator des Erlwein-Vereines – selbst einen anderen Anspruch angemeldet hätte. Er läßt erkennen – und dafür sei ihm



Achtung gezollt – daß es ihm um die Hinterlassenschaft Erlweins, um dessen Bauten zu tun ist. Unter diesem Vorzeichen muß er es sich aber gefallen lassen, daß das wenige, was er zur Bewertung des Erlweinschen Erbes aussagt, in ein schärferes Licht gerückt wird.

Der Autor läßt uns zunächst wissen, daß der Charakter seines Büchleins es nicht erlaube, erschöpfend auf das baumeisterliche Werk einzugehen. Das wollen wir ihm gern glauben. Ja, man fragt sich nach der Lektüre, ob es nicht besser gewesen wäre, er hätte es bei den biographischen Notizen belassen. Denn spätestens bei der Behandlung seines baukünstlerischen Werkes ist Erlweins Wollen und Schaffen nicht mehr zu trennen von der breiten reformerische Bewegung der Zeit. Und dann interessiert eigentlich Erlweins »Strebernatur« oder seine »unvollkommene Ausbildung« nur noch insofern, als sie sich wirklich negativ auf das Geleistete ausgewirkt hat. Es mag ja sein, daß er mit seinem energischen Handeln bisweilen über das Ziel hinausschoß. Aber immerhin hat seine Beharrlichkeit, mit der er in der von ihm gegründeten »Zunft« wirkte, zu einer beachtenswerten Bündelung der künstlerischen Kräfte geführt. (Fritz Schumacher – um nur ein Beispiel anzuführen – verdankt den bedeutendsten Bauauftrag, den er in Dresden erhielt, den für das Krematorium, keinem anderen als Erlwein.) Es ist wohl unübersehbar, daß seine Gebäude einer Baukultur erwachsen, die in Auseinandersetzung mit dem vorangegangenen Historismus auf den Gesamtorganismus, auf die Korrespondenz von Innen und Außen orientierte. Das hat Konsequenzen für den Umgang mit ihnen. Von daher ist es nicht ganz begreiflich, daß der Autor das Stadthaus am Güntzplatz, bei dem, wie er selbst schreibt eine »völlige Entkernung« vorgenommen wurde, als »Pilotprojekt« für weitere Sanierungen anführt (S. 78), statt es als einen nicht gelösten Problemfall der Stahlbeton-Sanierung zu benennen. Eine derartige Rekonstruktion, bei der man sich nach Zerstörung des Bauegefüges genötigt sieht, besonderen Aufwand beim Erhalt der Fassadenteile zu betreiben, ist vom denkmalpflegerischen Standpunkt her eher zweifelhaft.

Eine Monographie zu Erlwein – da sei dem Autor und dem Schreiber des Vorwortes, Helmut Trauzettel, recht gegeben – ist längst überfällig. Ich weiß von mindestens zwei begonnenen Arbeiten, die – wohl leider – in den Anfängen steckengeblieben sind. Es ist für einen einzelnen nicht einfach, das Lebenswerk einer Persönlichkeit zu erfassen, die für eine ganze Epoche steht und als eine solche erscheint Erlwein. Mittlerweile ist es üblich geworden, sich solchen Architektenpersönlichkeiten und ihrem Werk in Projekten (in der Regel in Ausstellungsprojekten) zu nähern, bei denen die Kenntnisse unterschiedlicher Wissenschaftler zusammengeführt werden. Auf jeden Fall wäre der glückliche Umstand, daß sich bei sonstiger Vernichtung der Akten des Hochbauamtes ein großer Teil der Zeichnungen des Erlweinschen Büros erhalten haben, einem Vorhaben dieser Art dienlich.

So bleibt ein nicht unwichtiges Verdienst Günter Göbels, mit seiner Arbeit zu Erlwein eine Zeit und ihre Bauten ins Bewußtsein gerückt zu haben, die bislang viel zu stiefmütterlich behandelt worden ist.

Heidrun Laudel

Bine in Druckschrift gestaltet



Ulf-Norbert Funke

## Karl August Lingner. Leben und Werk eines gemeinnützigen Großindustriellen

B-Edition Dresden 1996, 142 Seiten

Der Medizinhistoriker Ulf-Norbert Funke legte unlängst ein Werk zu dem sozial engagierten Industriellen Karl August Lingner vor. Diese kleine Schrift ist Auftakt einer neuen Dresden-Reihe des Heimat- und Kunstverlages B-Edition Dresden, die sich unter dem Titel »Dresdner Monographien« mit Frauen und Männern beschäftigen will, die in der Elbestadt und darüber hinaus Bedeutung erlangten.

1885 kam Lingner nach Dresden, betrieb ein winziges technisches Geschäft und profilierte die Firma später zur Herstellung chemisch-pharmazeutischer Erzeugnisse. Groß war sein Erfolg mit dem antiseptischen Mundwasser Odol, der ihn zum Großindustriellen werden ließ. Mit seinen wirtschaftlichen Erfolgen entfaltete Lingner mit Beginn des 20. Jahrhunderts auf mehreren Gebieten soziale und hygienische Aktivitäten. Er gründete unter anderem die Kinderpoliklinik mit Säuglingsheim in Dresden-Johannstadt, eine Zentralstelle für Zahnhygiene, eine Öffentliche Zentralstelle für Desinfektion und das Sächsische Serumwerk. Mit der Dresdner Lesehalle schuf er die erste wissenschaftliche Bibliothek der Stadt. Ohne Lingner hätte es 1911 in Dresden keine Internationale Hygiene-Ausstellung gegeben und keine Gründung eines Hygiene-Museums. Der Stadt vermachte er nach seinem Tode 1916 seine Villa Stockhausen, eines der drei Elbschlösser bei Loschwitz.

Der Verfasser hat akribisch recherchiert, vor allem über Lingners gemeinnütziges Wirken eine Fülle detaillierter Fakten zusammengetragen, und manches dabei herausgefunden, was dem herkömmlichen Lingner-Bild neue Seiten hinzufügt. Bedauerlicherweise bleibt die Persönlichkeit auffällig blaß, die Motive seines Handelns liegen meist im Dunkeln. Dieser Umstand ist sicher der Tatsache geschuldet, daß das Manuskript als Dissertation und eben nicht als literarische Biographie entstand.

Volker Ruhland



Dresdner Hefte – Sonderheft 1996

**Kurt Querner**

**Tag der starken Farben**

Aus den Tagebüchern 1937–1976

Herausgegeben von Hans-Peter Lühr mit einem Vorwort von Wulf Kirsten, 224 S., 25 sw-Ill., 14 DM (Dezember 1996)

Jahresgabe des Dresdner Geschichtsvereins e.V., gleichzeitig Freiverkauf und Direktversand durch die Redaktion.

**Achtung: Abonnenten werden nicht automatisch beliefert.**

Querners Tagebücher sind die Aufzeichnungen eines Augenmenschen, die Merksätze eines Mannes, dem die Farben und Landschaftsräume des Vorerzgebirges und die in ihm lebenden Menschen zur Quelle seiner Kunst wurden. Ungewöhnlich ist die Prägnanz dieser Notizen, die Bildhaftigkeit von Querners Sprache noch in der knappen Skizze. Sie verrät viel von den Formproblemen des als »Bauern-Querner« mitunter etwas verharmlosten Künstlers – sie macht die Tagebücher zugleich zum literarischen Dokument. Ob als beargwöhnter Linker, widerwilliger Soldat, verlauster Kriegsgefangener oder vom Realismusgetöse vergessener »Eigenbrödlar auf dem Dörfle« – Querners »geschriebene Bilder« (D. Schmidt) leben von der Kraft einer lebenslangen, ungebrochenen Selbstbehauptung.

## BESTELLKARTE

Hiermit bestelle ich \_\_\_\_\_ Exemplare  
des Sonderheftes 1996 der Dresdner Hefte

**Curt Querner, Tag der starken Farben**  
Aus Tagebüchern 1937–1976

Einzelpreis 14 DM, gegen Rechnung  
(bei Bestellung bis 15. 01. 1997 portofrei)

Ich bin Abonnent  
der Dresdner Hefte ( ) ja ( ) nein

Name \_\_\_\_\_

Vorname \_\_\_\_\_

(o. Institution) \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Ort, Datum \_\_\_\_\_

Unterschrift \_\_\_\_\_

**Bitte in Druckschrift ausfüllen!**





Curt Querner, Ansicht in Börnchen, Zeichnung 1959

Absender

---



---



---



---



---



---



---



---



---



---

**DRESDNER  
GESCHICHTSVEREIN e.V.**  
Redaktion DRESDNER HEFTE  
Wilsdruffer Straße 2 a  
01067 Dresden



## Autorenverzeichnis

Dr. Lenka Bobková  
Nám. Osvoboditelů 1363, CZ-15300 Praha 5

Dr. Jana Englová  
Lukostřelecká 1768, CZ-47001 Česká Lípa

Dr. Klaus Hammer  
TU Dresden, Germanistisches Institut  
Mommsenstr. 13, 01069 Dresden

Dr. Dieter Hoffmann  
Stettenstr. 40, 60322 Frankfurt/M.

Dr. Manfred Jahn  
Braunsdorfer Str. 49, 01159 Dresden

Dr. Zdeňka Pilková  
Nam. J. Machka 9, CZ-15800 Praha 5

Dr. Manfred Püschner  
TU Dresden, Institut für Geschichte  
Mommsenstr. 13, 01069 Dresden

Dr. Zdeněk Radvanovský  
Dubová 491, CZ-40331 Neštětice

Prof. Dr. Werner Röhr  
Platz der Vereinten Nationen 1,  
10249 Berlin

Dr. Volker Ruhland  
Zschertnitzer Weg 17, 01217 Dresden

Holger Starke  
Stadtmuseum Dresden  
Wilsdruffer Str. 2, 01067 Dresden

Winfried Werner  
Landesamt für Denkmalpflege  
Augustusstr. 2, 01067 Dresden

Dr. Wolfgang Nicht  
DGB Landesbezirk Sachsen  
Schützenplatz 14, 01067 Dresden

## BESTELLKARTE

Hiermit bestelle ich ab \_\_\_\_\_ die  
DRESDNER HEFTE in \_\_ Exemplare(n)  
im Abonnement.

Das Einzelheft kostet 7,- DM, das Jahres-  
abonnement 26,- DM.

Die Zahlung erfolgt jährlich im 2. Quartal.

Die Kündigung ist vierteljährlich möglich.

Datum \_\_\_\_\_

Unterschrift \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_

Vorname \_\_\_\_\_

(o. Institution) \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Zahlung per  Rechnung  
 Abbuchung

Kreditinstitut\* \_\_\_\_\_

BLZ \_\_\_\_\_

Konto-Nr. \_\_\_\_\_

\* Diese Angaben gelten zugleich als Einzugsermächtigung.

Bitte in Druckschrift ausfüllen!



## Bildnachweis

Galerie Gebr. Lehmann, Dresden 102  
 Museum der bildenden Künste, Leipzig 28  
 Nationalgalerie Prag 32  
 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Kupferstich-Kabinett 29, 30, Innentitel  
 Stadtmuseum Dresden 44, 45, 46, Titelbild  
 Stadtmuseum Decin 52  
 Privatbesitz 61, 64

## Fotonachweis

Sächsische Universitäts- und Landesbibliothek Dresden, Abt. Deutsche Fotothek 13, 15, 16, 28, 32, 42, 55, 67  
 Titelbild, Innentitel  
 Bei fehlender Quellenangabe liegen die Rechte bei den Autoren.

Titelbild: Ernst Gustav Dörell, Teplitz, Gemälde 1873  
 Foto Rückseite: Ulbricht und Dubčĕk beim letzten offiziellen Gespräch vor der Intervention am 12. August 1968, Karlovy Vary

Curt Querner, Ansicht in Bismarck, Zeichnung 1959

Name \_\_\_\_\_  
 Vorname \_\_\_\_\_  
 (z. B. Institution) \_\_\_\_\_  
 Straße \_\_\_\_\_  
 PLZ/Ort \_\_\_\_\_  
 Zahlung per  Rechnung  Abbuchung  
 Kreditinstitut\* \_\_\_\_\_

**DRESDNER HEFTE –**  
 Beiträge zur Kulturgeschichte der Region  
 Vierteljährlich herausgegeben  
 vom Dresdner Geschichtsverein e.V.  
 80–104 S., SW-Illustr., Klebebroschur  
 7,- DM

**DRESDNER  
 GESCHICHTSVEREIN e.V.**  
 Redaktion DRESDNER HEFTE  
 Wilsdruffer Straße 2 a  
 01067 Dresden





Herrengesellschaft an der Bergruine Schreckenstein, Foto um 1913

**Bezugsbedingungen:**

Die DRESDNER HEFTE erscheinen quartalsweise. Abonnements sind bei der Redaktion anzumelden.

Redaktionsschluß: 8. November 1996

Herausgeber: Dresdner Geschichtsverein e.V.

Verlag: Eigenverlag / Dresdner Geschichtsverein e.V.,  
Wilsdruffer Straße 2 a, 01067 Dresden,  
Telefon und Fax (03 51) 495 60 74

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. phil. habil. Günter Jäckel, Prof. Dr. phil. habil. Hans John,  
Prof. Dr. sc. phil. Harald Marx, Dr. phil. Joachim Menzhausen,  
Prof. Dr. phil. Jürgen Paul, Prof. Dr. phil. habil. Heinz Quinger, Hans Jürgen Sarfert,  
Mike Schmeitzner

Redakteur: Hans-Peter Lühr

Red. Mitarbeit: Helga Wehner

Herstellung: Michel Sandstein Grafischer Betrieb und Verlagsgesellschaft mbH Dresden

Die DRESDNER HEFTE werden unterstützt vom Dezernat Kultur und Tourismus der Stadtverwaltung Dresden und dem Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst.



5,- DM

DRESDNER HEFTE ISBN 3-910055-37-0 ISSN 0863-2138



Postvertriebsnummer: 2B 11378